Die

# Schleſiſche Nachtigall,

welche das ganze Jahr hindurch ſinget.

oder:

## Kleine Sammlung

von

## lauter ſchönen neuen Liedern

für

die Herren Studenten, die lieben Landleute alt und jung, die luſtigen Handwerksburſchen, die braven Soldaten und für alle Freunde des Geſanges zuſammengeſtellt.

Gedruckt zur Oelße im Jahr,
Da in Land Schleſien der erſte Landtag gehalten war.

# Die Nachtigall.

1. Jungfrau, merk auf meinen Schall,
Ich bin die Frau Nachtigall,
Schwing mich über ein hohes Haus,
Ein wackrer Herr, der schickt mich aus,
Er schickt euch einen schönen Gruß.
Nun hört, was ich euch sagen muß.

Er sah im Blumengarten euch,
In Lieb' entbrannt sein Herze gleich,
Viel Gut und Ehr hat er umsunst,
Weil nichts ihn freut, als eure Gunst,
Nehmt diesen Ring doch von ihm an,
Daß er sich wieder freuen kann.

Jungfrau.

Gehöret hab' ich deinen Schall,
Und daß du bist Frau Nachtigall,
Schwingst dich über ein hohes Haus,
Ein wackrer Herr, der schickt dich aus,
Und schickt mir einen schönen Gruß.
Nun höre, was ich sagen muß.

Den Ring, den steck ich an den Finger her,
Und schick die Rose ihm dafür;
Es war die Rose meine Lust,
Ich trug sie wol an meiner Brust,
Zwar hat sie einen Dorn, der sticht,
Doch treue Lieb' fürcht't Dornen nicht.

## Halliſches Studentenlied.

2. Auf! ihr meine deutſchen Brüder,
Feiern wollen wir die Nacht,
Schallen ſollen frohe Lieder,
Bis der Morgenſtern erwacht!
Laßt die Stunden uns beflügeln!
Hier iſt ächter deutſcher Wein,
Ausgepreßt auf deutſchen Hügeln,
Und getränkt vom alten Rhein!

Wer in fremdem Tranke praßet,
Meide dieſes freie Land!
Wer des Rheines Gaben haßet,
Trink' als Knecht am Marneſtrand!
Singt in lauten Wechſelchören!
Ebert, Hagedorn und Gleim
Sollen uns Geſänge lehren:
Denn wir lieben deutſchen Reim.

Troz geboten allen denen,
Die mit Galliens Gezier
Unſre Nervenſprache höhnen!
Ihrer ſpotten wollen wir,
Ihrer ſpotten! Aber, Brüder!
Stark und deutſch wie dieſer Wein
Sollen immer unſre Lieder
Bei Gelag und Mahlen ſein!

Unſer Friedrich Wilhelm lebe!
Biedermann und deutſch iſt Er.
Herrmanns hoher Schatten ſchwebe
Waltend um den Enkel her,
Daß Er, muthig in Gefahren,
Sich dem Vaterlande weih,
Und in Kindes = Kinderjahren
Noch ein guter König ſey.

Jeder Fürſt im Lande lebe,
Der es treu und redlich meint!
Jedem wackern Deutſchen gebe
Gott den wärmſten Herzensfreund,
Und ein Weib in ſeine Hütte,
Das ihm ſei ein Himmelreich,
Und ihm Kinder geb', an Sitte
Seinen braven Vätern gleich.

Leben ſollen alle Schönen,
Die, von fremder Thorheit rein,
Nur des Vaterlandes Söhnen
Ihren keuſchen Buſen weihn!
Deutſche Redlichkeit und Treue
Macht uns ihrer Tugend werth:
Drum wohlauf! der Tugend weihe
Jeder ſich, der ſie begehrt.

---

## Jägerlied.

3. Ich bin ein Jäger rasch und jung,
Früh, wenn der Morgen graut,
Und Abends, wenn durch Dämmerung
Der Mond vom Himmel schaut,
Durchwandle ich mit leisem Schritt
Den Wald und das Gefild
Und merke wohl bei jedem Tritt
Auf schwarz und rothes Wild.

Den Keuler, dessen Grimmigkeit
Oft schreckte Mann und Roß,
Der manchen Hund erschlug im Streit,
Den stürzet mein Geschoß.
Der Rehbock, der wie Winde eilt,
Der Hirsch, so stolz und schön,
Der Dachs, der gern in Klüften weilt,
Nichts, nichts kann mir entgehn.

Mein ist der Vogel in der Luft,
Die Ente auf dem Teich;
Mein gutes Rohr, sobald es pufft,
Zerschmettert alles gleich.
Ich scheue nicht der Jagd Gefahr,
Nicht Kälte und nicht Schweiß;
Mir ist es eins durchs ganze Jahr,
Sei 's Regen oder Eis.

Und immer hab' ich frisches Blut
Und heitern, frohen Sinn,
Drum sind mir auch die Mädchen gut,
Sind gerne, wo ich bin.

Oft sind ich mich bei Freunden ein,
Man trinkt, man singt und spielt,
Die Herzen zahm und wild sind mein,
Wenn ich darnach gezielt.

## Der schwarze preußische Husar.

4. Ein Preußischer Husar
Fiel in französche Hände,
Prinz Klement, der ihn sah,
Der fragt ihn gar behende:
Sag' an, mein Freund! wie stark
Ist deines Königs Macht?
Wie Stahl und Eisen, sprach
Der Husar mit Bedacht.
Didellumptumdey, Diradidiradididum :,:
Der Husar mit Bedacht.

Mein Freund, so meint' ichs nicht,
Versetzte Klement wieder,
Ich mein' ja nur die Zahl,
Die Menge deiner Brüder,
Da stutzte der Husar
Und sah wohl in die Höh,
Und sprach: so viele Stern
Am blauen Himmel stehn.
Didellumptumdey, Diradiradideydum :,:
Am blauen Himmel stehn.

Der Prinz war selbst bestürzt,
Was dieser Husar sagte,
O daß er noch zuletzt
Mit einem Wort ihn fragte:

Hat denn dein König noch
Dergleichen Leut wie Du?
Ja wohl, sprach der Husar:
Weit bessre noch dazu.
Didellumptumdey :,:
Weit bessre noch dazu.

Ich bin der Schlechteste
Von meinen Brüdern Allen,
Sonst wäre ich ja nicht
In deine Hand gefallen. —
Drauf reichte ihm der Prinz
Wohl einen Louisd'or,
Der Husar nahm ihn an,
Und dankt ihm nicht davor.
Didellumptumdey :,:
Und dankt ihm nicht davor.

Er sah von ohngefähr
Franzosen matt und mager,
Den plagte Krankheit sehr,
Von Kummer war er hager.
Er reichte diesem Mann
Den großen Thaler hin,
Und sprach: Freund! nimm es an;
So wahr ich Preuße bin.
Didellumptumdey :,:
So wahr ich Preuße bin.

Du brauchst es nöthiger
Als ich und meine Brüder,
Drum schenk ich dir das Gold
Von deinem Prinzen wieder;

Denn unſer Friederich
Verſorgt uns alle gut,
Drum laſſen wir für ihn
Den letzten Tropfen Blut.
Didellumptumdey :,: Diderabibidum.
Den letzten Tropfen Blut.

Ich hab noch Geld genug, —
Für mein Pferd Heu und Haſer, —
Und wenn ich dieſes hab',
Was frag' ich nach dem Thaler;
Dann ſetz ich mich auf's Pferd,
Und denk mir was dazu,
Und mache hop hop hop!
Reit meinem König zu.
Didellumptumdey :,:
Reit meinem König zu.

## Der Finke.

5. Es ſaß eine Fink auf grünem Zweig,
Der war ſo friſch und blätterreich,
Und ſang wol Dies und Jenes:
Durch Lenz und Sommer und Herbſt er ſang,
Hätt' da geſungen ſein Lebelang,
Wär nicht der Winter kommen.

Der Winter kam mit Saus und Braus:
„Ihr Müßiggänger, zum Reich hinaus,
Ihr Flatterer, Sänger und Horcher!
Herab vom Baum, du grünes Blatt!
Zum Bauen und zum Brennen hat
Der Herr das Holz erſchaffen.“

Da geht im Hain das Schütteln los,
Und flugs steht alles blank und bloß,
Bis auf den Zweig des Finken.
Jetzt, naseweises Vög'lein, flieh!
Mit solcher Forstökonomie
Da ist nicht viel zu spaßen.

Und 's Vöglein flog und sang Ade!
Da warf der Winter Reif und Schnee
Ihm hinterdrein und traf es nicht.
Der Finke lacht aus voller Kehl:
Bewahre Gott jede Christenseel
Vor diesem strengen Herren!

Und als ich einmal in die Fremde zog,
Manch Vöglein mit dem Wandrer flog,
Da war auch jenes drunter:
Und wär's gewest eine Nachtigall,
So hätt' mein Lied einen bessern Schall,
Ich hab's ihm nachgesungen.

6. Schätzelein, es kränket mich, deine Eltern leidens nicht, daß ich liebe dich. Aber ja ich kann nicht mehr, aber ja ich kann nicht mehr verlassen dich.

Es mag sein beim Trinken oder Essen, ich kann deiner nimmermehr vergessen. Es vergeht ja keine Stund, es vergeht kein Augenblick, daß ich Seufzer zu dir schick aus Herzensgrund.

Wenn alle Wässer wären Wein, wenn alle Berge wären Edelstein, und sie wären mein, so

soll mir mein Schätzelein, so soll mir mein Schätzelein noch weit lieber seyn.

Schätzelein, nun zum Beschluß, dieweil ich von dir scheiden muß, von der Herzenslust, reiche mir dein Händelein, ich reich' dir mein Mündelein zu dem Abschiedskuß..

7. Kuckuck hat sich zu todt gefallen
An einer hohlen Weiden,
Wer soll uns diesen Sommer lang
Die Zeit und Weil vertreiben?

Ei! das soll thun Frau Nachtigall,
Die sitzt auf grünem Zweige;
Sie singt und springt, ist allzeit froh,
Wenn andre Vögel schweigen..

8. Ich ärgere mich so stumm und dumm,
Daß ich so vieles liebe;
Das geht mir so im Kopf herum,
Ich liebe selbst die Liebe.

Ich liebe sehr den Becherklang,
Noch mehr die reinschen Weine,
Am meisten Seitenspiel und Sang,
Am allermeisten Eine.

Und wird es etwa besser drum,
Wenn ich nun nichts mehr liebe?
Ach nein, und werd ich stumm und dumm,
So lieb ich doch die Liebe.

9. Alles Waſſer flieht zum Meere
Und zum Herzen alles Blut.
Mädel, ja bei meiner Ehre!
Bin dir recht von Herzen gut.

Und mein Herz gehört alleine,
Ja mein Herz alleine dir,
Und die Thränen, die ich weine,
Liebes Mädel, bleiben mir.

10. Was ſuchen doch die Menſchen all'
Zu Roß und auch zu Fuß?
Das wandert hin und wandert her
Zeitlebens ohn' Verdruß.

Die haben wohl kein Liebchen heim,
Und auch ihr Herz dabei.
Sie ſehn mich an und wundern ſich,
Daß ich ſo langſam ſey.

Ach, wer mit jedem, jedem Fuß,
Den er ſetzt in die Welt hinein,
Einen Schritt von ſeiner Liebſten thut,
Der macht ihn gerne klein.

Wer hat das Wandern doch erdacht?
Der hatt' ein Herz von Stein.
Und wär es heut noch nicht bekannt,
Ich ließ es wahrlich ſeyn.

Nach der Melodie: Des Morgens um halb viere.

11. Des Morgens, wenn die Hähne krähen,
Dann müſſen wir Soldaten aufſtehen,

Die Trommel, die ſchlägt: komm! komm!
Wiederum pum pum, wiederum pum pum,
Schönſter Schatz, nun lebe wohl.

Und hat auch die Trommel geſchlagen,
So muß ich doch mein Liebchen noch fragen,
Ob ſie mich nicht vergeſſen thut. u. ſ. w.

Da hab' ich ſie am Fenſter gefunden,
Sie hatte mir ein Kränzlein gewunden
Von Roſen und Vergißmeinnicht. u. ſ. w.

Wie könnt ich dich vergeſſen, du Schöne,
Du herzallerliebſte Helene!
Vergeſſen kann ich dich nie. u. ſ. w.

Und wenn die Kanonen ſchon brummen,
Und die Kugeln um uns ſauſen und ſummen,
So denk ich an mein Schätzelein noch. u. ſ. w.

Kameraden, ich will euch was ſagen,
Eine Kugel hat mich niedergeſchlagen —
Nun grüßt mir mein Liebchen daheim! u. ſ. w.

Ihr werdet ſie am Fenſter finden,
Sie thut mir ein Kränzelein winden
Von Violen und Immergrün,
Wiederum pum, pum! wiederum pum, pum!
Schönſter Schatz, nun lebe wohl.

12. Eine fromme Magd von gutem Stand
Geht ihrer Frauen fein zur Hand,
Hält Schüſſeln, Tiſch und Teller weiß
Zu ihrem und der Frauen Preis.

Sie trägt und bringt kein' neue Mähr,
Geht ſtill in ihrer Arbeit her,
Iſt treu und eines keuſchen Muths,
Und thut den Kindern alles Guts.
Sie iſt auch munter, hurtig, friſch,
Verbringet ihr Geſchäfte riſch,
Und hält's der Frauen wohl zu gut,
Wenn ſie um Schaden reden thut.
Sie hat dazu ein fein Gebehrd,
Hält alles ſauber an dem Heerd,
Verwahrt das Feuer und das Licht,
Und ſchlummert in der Kirche nicht.

13. Ja wenn's nicht geht, ſo geht es nicht,
So weiß ich doch noch Rath,
Mein Bündel iſt geſchnüret,
Die Trommel wird gerühret,
Und ich bin ein Soldat.
Zum Teufel mit dem Studium;
Bin ſchon halb lahm und blind,
Und habe nicht erfahren
Seit fünf und zwanzig Jahren,
Von wannen kommt der Wind.
Ein Mädel hab' ich einſt geſehn,
Das auch ſo lieblich war.
Was mich das Mädel freute!
Ich denk', ich ſeh's noch heute
Mit ſeinem Augenpaar.
Das liebe, blaue Augenpaar,
Das trug davon den Sieg.
Beſieget mußt' ich fliehen,

Von neuem will ich ziehen,
Soldaten, in den Krieg!

14. Es war einmal ein feiner Knab',
Der liebt seinen Schatz ein ganzes Jahr,
Ein ganzes Jahr und noch viel mehr —
Die Liebe nimmt kein Ende mehr.

Und als der Knab' in die Fremde kam,
Indem ward sein Feinsliebchen krank,
So krank, so krank bis auf den Tod,
Drei Tag, drei Nacht sprach sie kein Wort.

Und als man dem Knaben die Botschaft bracht,
Daß sein Feinsliebchen so krank da lag,
Verließ er gleich sein Haus und Gut,
Und schaut, was sein Feinsliebchen thut.

Grüß Gott, grüß Gott, lieb Schätzelein,
Was machst in deinem Bettelein?
"Willkomm'n, willkomm'n mein feiner Knab!
Jetzt bist du da, ich muß ins Grab."

Nicht zu geschwind, nicht zu geschwind,
Dieweil wir zwei Geliebte sind! —
Er nahm sie gleich in seinen Arm —
Da war sie kalt und nicht mehr warm.

Zuvor hatt' ich so große Freud',
Jetzt muß ich tragen ein schwarzes Kleid.
Ein schwarzes Kleid und noch viel mehr
Das Trauern nimmt kein Ende mehr.

Sechs junge Knaben muß ich haben,
Die mir meinen Schatz zu Grabe tragen.
Auf dem Grabe da liegt ein Stein,
Da steht geschrieben: Vergiß nicht mein.

## Die Tabacksp feife.

15 Wenn mein Pfeifchen dampft und glüht und der Rauch von Blättern ſanft mir um die Naſe zieht, o! dann tauſch ich nicht mit Göttern. Schwindet dann der Rauch im Wind, fang' ich an zu lachen, denke, wie vergänglich ſind alle andre andre Sachen.

Du trittſt in der Einſamkeit mir an Freundes Stelle, fehlt es mir an Thätigkeit, dann greif ich dich, Pfeifchen! ſchnelle. Fühl' ich dann den Magenkrampf in dem leeren Beutel; o dann, Pfeifchen, ſagt dein Dampf: es iſt alles, alles eitel.

Du biſt Luſt bei Schwelg und Schmaus froher deutſcher Brüder; Pfeifchen, gehſt du mir dann aus, dann ſtopf ich dich fröhlich wieder. Schlürf dann ein mit deiner Kraft tief in meine Seele; o! dann macht der Gerſtenſaft ſüßer ſüßer meine Kehle.

Knaſterpfeifen können zwar nur die Reichen rauchen, ſollt' ich darum ganz und gar keine Pfeife Tabak ſchmauchen? Ey, ſein Diener! das wär' fein, nein, ich bin geſcheuter; ich laß Knaſter Knaſter ſeyn und rauch alle andre Kräuter.

Edles Kraut, du ſtärkeſt mich, giebſt mir Kraft und Leben, könnt' ich, edler Tabak! dich, nach Verdienſten doch erheben. Himmel! ſchenke dieſem Kraut früh und ſpat den Regen; und dem Manne, der es baut, lauter Wonne, Glück und Segen.

16. Ach in Trauern muß ich leben,
Sag einmal, was iſt die Schuld?
Daß mir mein Schatz iſt untreu worden,
Muß ich tragen mit Geduld.

„Treue Lieb', sie brennt von Herzen,
Treue Lieb, sie brennet sehr.
Du hättest mir doch können glauben,
Daß ich treu geblieben wär'."
Du hättest mir auch können schreiben,
Daß ich zu dir kommen sollt'.
„Vater und Mutter wollen's nicht leiden,
Schönster Schatz, du weißt es wol!"
Treue Lieb', sie brennt von Herzen,
Treue Lieb', sie brennet heiß.
Ach wie muß das Herzlein lachen,
Das von keiner Untreu weiß.

17. Wenn ich halt früh aufsteh und zu meinem Mädel geh, zu mir das Mädel spricht: kommst oder kommst nicht? Oder wie geht's? Oder wie steht's: Oder wo bleibst? Oder was treibst? Oder bin ich dir nicht lieb?

Sag ich dem Mädel, jo! ist es gleich herzlich froh, nimmer es zu mir spricht: kommst oder kommst nicht? Oder wie geht's? Oder wie steht's? Oder wo bleibst? Oder was treibst? Oder bin ich dir nicht lieb?

18. Da droben auf jenem Berge, da steh ich tausendmal, an meinem Stabe gebogen — und schaue hinab in das Thal.

Dann folg' ich der weidenden Heerde, mein Hündchen bewahret mir sie. Ich bin herunter gekommen, und weiß doch selber nicht wie.

Da ſtehet von ſchönen Blumen die ganze Wieſe ſo voll. Ich breche ſie, ohne zu wiſſen, wem ich ſie geben ſoll.

Und Regen und Sturm und Gewitter verpaß ich unter dem Baum. Die Thüre dort bleibet verſchloſſen; doch alles iſt nur ein Traum.

Es ſtehet ein Regenbogen wol über jenem Haus! ſie aber iſt weggezogen, und weit in das Land hinaus.

Hinaus in das Land und weiter, vielleicht gar über die See. Vorüber, ihr Schaafe, vorüber! dem Schäfer iſt gar ſo weh.

19. Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus, Ade! Feinsliebchen ſchaute zum Fenſter hinaus, Ade! Ach Mägdelein, laß du dein Schauen ſein, ich kann fürwahr nicht bei dir ſein! —

Kannſt du fürwahr nicht bei mir ſein, ſo reich mir nur dein Händelein! — Händelein reichen und das thut weh. Wir zwei wir ſcheiden uns nimmermehr.

Es ſcheid' uns dann der bittre Tod, er ſcheidet ſo manches Mündlein roth; er ſcheidet die Kinderlein von der Wiegen, die Junggeſellen wol von den Lieben.

Er ſcheidet ſo manches Mann und Weib, die lange Jahr lebten in Fröhlichkeit. Drum Händlein reichen und thut's auch weh, wir zwei ſcheiden uns nimmermehr!

20. Ich hatt' einen Kameraden, einen beſſern findſt du nit. Die Trommel ſchlug zum Streite, er ging an meiner Seite, in gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen, gilt's mir oder gilt es dir? ihn hat es weggeriſſen, er liegt mir vor den Füßen, als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen, derweil ich eben lad. Kann dir die Hand nicht geben, bleib du im ew'gen Leben mein guter Kamerad!

21. Dein Schwerdt, wie iſts von Blut ſo roth? Edward, Edward!
Dein Schwerdt, wie iſts von Blut ſo roth, und gehſt ſo traurig her? — O!
O ich hab geſchlagen meinen Geier todt, Mutter, Mutter!
O ich hab geſchlagen meinen Geier todt, und keinen hab ich wie Er — O!

Dein's Geiers Blut iſt nicht ſo roth, Edward, Edward!
Dein's Geiers Blut iſt nicht ſo roth, mein Sohn, bekenn' mir frei — O!
O ich hab geſchlagen mein Rothroß todt, Mutter, Mutter!
O ich hab geſchlagen mein Rothroß todt, und 's war ſo ſtolz und treu — O!

Dein Roß war alt und hatt's nicht noth, dich drückt ein andrer Schmerz — O!

O ich hab geſchlagen meinen Vater todt, Mutter, Mutter!
O ich hab geſchlagen meinen Vater todt, und weh, weh iſt mein Herz — O!
Und was für Buße willt du nun thun? Edward, Edward!
Und was für Buße willt du nun thun? mein Sohn bekenn mir mehr — O!
Auf Erden ſoll mein Fuß nicht ruhn, Mutter, Mutter!
Auf Erden ſoll mein Fuß nicht ruhn, will gehn fern übers Meer — O!
Und was ſoll werden dein Hof und Hall? Edward, Edward!
Und was ſoll werden dein Hof und Hall? So herrlich ſonſt und ſchön — O!
Ich laſſ' es ſtehn, bis es ſink' und fall', Mutter, Mutter!
Ich laſſ' es ſtehn, bis es ſink und fall, mag nie es wiederſehn — O!
Und was ſoll werden dein Weib und Kind? Edward, Edward!
Und was ſoll werden dein Weib und Kind, wann du gehſt übers Meer? — O!
Die Welt iſt groß, laſſ' ſie betteln drinn, Mutter, Mutter!
Die Welt iſt groß, laſſ' ſie betteln drinn, ich ſeh' ſie nimmermehr — O!
Und was willt du laſſen deiner Mutter theur? Edward, Edward!

Und was willt du laſſen deiner Mutter theur?
mein Sohn, das ſage mir — O!
Fluch will ich Euch laſſen und hölliſch Feuer,
Mutter, Mutter!
Fluch will ich Euch laſſen und hölliſch Feuer, denn
Ihr, Ihr riethet 's mir! — O!

## Fiſcherlied.

22. Auf einem hohen Felſen, der trotz den wilden Wellen da ſtehet Tag und Nächte und ſeine Seiten darbeut; da ſaß ein armer Fiſcher, ſein Netz lag auf dem Sande; ihn hatte Glück und Freude mit ſeiner Braut verlaſſen — O wie er traurig klagte!

Daß unter ihm die Wellen und hinter ihm die Felſen, und ringsum ihn die Winde in ſeine Lieder ächzen: wie lange, ſüße Feindin! wie lange willſt du fliehen? willſt härter, als der Fels ſein, und leichter als die Winde! — O wie er traurig klagte!

Ein Jahr iſts', Undankbare, ſeit du dies Ufer floheſt, das, ſeit du floheſt, wild iſt, und ſtürmt wie meine Seele: mein Netz entſinkt den Händen, wie mir das Leben hinſinkt, mein Herz zerbricht am Felſen, wie dieſe Welle ſpaltet. — O wie er traurig klagte!

Der über Land und Wogen den ſchnellſten Raub ereilet, und jeden Flüchtling haſchet, O! Liebe, leichter Vogel, was helfen dir die Flügel?

529

was helfen dir die Pfeile? wenn die dir immer fliehet, die mir mein Alles raubet! O wie er traurig klagte!

23. Weine, weine, weine nur nicht, ich will dich lieben, doch heute nicht, ich will dich ehren so viel ich kann, aber 's Nehmen, 's Nehmen, aber 's Nehmen steht mir nicht an.

Glaube, glaube, glaube nur fest, daß dich mein' Treu niemals verläßt, allzeit beständig, niemals abwendig, will ich treu sein, aber gebunden, das geh ich nicht ein.

Hoffe, hoffe, hoffe mein Kind, daß meine Worte aufrichtig sind, ich thu dir schwören, bei meiner Ehren, daß ich treu bin; aber's Heirathen, 's Heirathen, aber's Heirathen ist nicht mein Sinn.

24. Was klinget und singet die Straß' herauf? ihr Jungfern, machet die Fenster auf! Es ziehet der Bursch in die Weite, sie geben ihm das Geleite.

Wol jauchzen die Andern und schwingen die Hüt', viel Bänder darauf und viel edle Blüth', doch dem Burschen gefällt nicht die Sitte, geht still und bleich in der Mitte.

Wol klingen die Kannen, wol funkelt der Wein: „Trink aus und trink wieder, lieb Bruder mein! Mit dem Abschiedsweine nur fliehet, der da innen mir brennet und glühet!“

Und draußen am allerletzten Haus, da gucket ein Mägdlein zum Fenster heraus, sie möcht' ihre Thränen verdecken mit Gelbviolen und Rosenstöcken.

Und draußen am allerletzten Haus, da schlägt der Bursche die Augen auf, und schlägt sie nieder mit Schmerze und leget die Hand auf's Herze.

„Herr Bruder! und hast du noch keinen Strauß? dort winken und wanken viel Blumen heraus. Wolauf, du Schönste von Allen, laß ein Sträußlein herunter fallen!"

„Ihr Brüder, was sollte das Sträußlein mir? ich hab' ja kein liebes Liebchen, wie ihr. An der Sonne würd' es vergehen, der Wind, der würd' es verwehen."

Und weiter, ja weiter mit Sang und mit Klang! und das Mägdlein horchet und lauschet noch lang. „O weh! er ziehet, der Knabe, den ich stille geliebet habe.

Da steh' ich, ach! mit der Liebe mein, mit Rosen und Gelbviolen; dem ich Alles gäbe so gerne, der ist nun in der Ferne."

25. Unter allen diesen Mädchen
Findst du doch mein Schätzlein nicht!
Suche hin und suche wieder,
Ei, mein Schätzlein findst du nicht.

Denn sie hat ein rothes Mieder,
Also fein und hübsch geschnürt;
Denn sie trägt hellblaue Kleider
Und ein Häubchen mit Gold geziert.

Unter dieſem Häubchen ringelt
Sich ihr blondes Lockenhaar;
Schöner aber als das Alles
Iſt ihr blaues Augenpaar.
Schöner aber als das Alles
Iſt ihr rothes Angeſicht —
Ei, was ſoll ich's länger ſagen,
Hier findſt du mein Schätzlein nicht!

26. Wenn ich ein Vöglein wär', und auch zwei Flüglein hätt, flög ich zu dir. Weil's aber nicht kann ſein, weil's aber ꝛc. bleib ich allhier.

Es vergeht keine Stund in der Nacht, daß nicht mein Herz erwacht und an dich denkt, wie du viel tauſendmal, wie du ꝛc mir dein Herz geſchenkt.

Bin ich auch ſehr weit von dir, bin ich doch im Traum bei dir, rede mit dir. O wie viel tauſendmal, o wie viel ꝛc. ſeufz' ich zu dir.

Wenn's die Leute nicht haben woll'n, daß wir uns lieben ſoll'n, ſo gute Nacht! Obs gleich die Leute verdrießt, obs ꝛc. lieb ich dich doch.

27. Es ſteht ein Schloß in Oeſterreich, das iſt ſo ſchön gebauet, mit Silber und mit rothem Gold, von Edelſtein gemauert.

Darin da lag ein junger Knab wol auf den Hals gefangen, wol vierzig Klafter unter der Erd' bei Nattern und bei Schlangen.

Sein Vater kam von Roſenberg wol vor den Thurm gegangen: O Sohn! herzliebſter Sohne mein, wie hart liegſt du gefangen!

Herzliebster Vater, nur um Treu lieg' ich so hart gefangen, wol vierzig Klaftern unter der Erd bei Nattern und bei Schlangen!

Der Vater vor die Herren trat, gebt ihr mir los den Knaben; ich habe daheim drei Rößlein stehn, das schönste sollt ihr haben.

„Drei Rößlein schön, sind hübsch und fein, die thun wir uns nicht nehmen; er trägt eine Kette von Gold am Hals, die bringt ihn um sein Leben."

Obgleich er trägt eine Kette von Gold, er hat sie ja nicht gestohlen, ein Jungfräulein hat sie ihm verehrt, treu Lieb ihm anbefohlen.

Der Vater vor die Herren trat, gebt ihr mir los den Knaben, ich habe daheim drei Töchterlein schön, die schönste will ich euch geben.

„Drei Töchterlein schön, sind hübsch und fein, die thun wir uns nicht nehmen; er trägt eine Kette von Gold am Hals, die bringt ihn um sein Leben."

Man bringt den Knaben vor's Gericht, die Leiter soll er besteigen: ach Meister, lieber Meister mein! laßt mir noch eine kleine Kurzweile.

„Die Weile, die laß ich dir nicht mehr, du möchtest noch viel erfinden. So bringet mir dann ein Tüchlein her, die Augen ihm zu verbinden!"

Verbindet mir nur die Augen nicht, ich will die Welt noch mal schauen; ich sehe sie heut zum letztenmal mit meinen traurigen Augen.

Ach Vater, lieber Vater mein, was macht die Herzallerliebste? „Sie rauft ihr Haar, sie

ringt ihre Händ', ihr Herz möcht ihr zerspringen. "

Es ist nicht um mein junges Blut, nicht um mein junges Leben: ach nur um die liebe Frau Mutter mein, und die vor Leid wird sterben.

Es stund kaum an den dritten Tag, die Engel Gottes winken, so grabt dem Knaben doch ein Grab, sonst muß die Stadt versinken.

Es stund kaum an ein halbes Jahr, so war die Stadt gebrochen, da wurden wol an dreihundert Mann um's Knaben willen erstochen.

Wer hat denn nun das Liedel erdacht, gesungen auch desgleichen? das haben gethan drei Jungfräulein zu Wien in Oesterreiche.

28. Ein niedliches Mädchen, ein junges Blut, erkor sich ein Landmann zur Frau, doch sie war einem Soldaten gut, und bat ihren Alten einst schlau: er sollte doch fahren ins Heu, er sollte doch fahren ins Heu. Ha, ha, ha, ha, ha, ha, heidideldei, juchhei, trallallei; er sollte doch fahren ins Heu.

Ei! dachte der Bauer, was fällt ihr denn ein, sie hat mir etwas auf dem Rohr. Wart, wart ich schirre die Rappen zum Schein, und stelle mich hinter das Thor; Ich thu als führ ich ins Heu, u. s. w. Bald kam ein Reiter das Dörfchen herab, so nett wie ein Hofkavalier. Das Weibchen am Fenster ein Zeichen ihm gab und öffnete leise die Thür. „ Mein Mann ist gefahren ins Heu. " u. s. w.

Sie drückte den blühenden Buben ans Herz und gab ihm manch feurigen Kuß. Dem Bauer am Guckloch ward schwül bei dem Spaß, und sprengte die Thür mit dem Fuß: „ich bin nicht gefahren ins Heu!“ u. s. w.

Der Reiter, der machte sich wie ein Dieb durchs Fenster geschwind auf die Flucht, doch sie sprach bittend: „Lieb Männchen vergieb, er hat mich in Ehren besucht. Ich dachte, du führest ins Heu.“ u. s. w.

„Potz Hagel! und wär ich auch Meilen weit gefahren ins Heu oder Gras, verbitt ich zum Henker doch während der Zeit mir solchen verwetterten Spaß. Da fahre der Teufel ins Heu!“

29. Sah ein Knab ein Röslein stehn, Röslein auf der Haiden, war so jung und wunderschön, lief er schnell es nah zu sehn, sah's mit vielen Freuden. Röslein, Röslein, Röslein roth, Röslein auf der Haiden.

Knabe sprach: ich breche dich, Röslein auf der Haiden! Röslein sprach: ich steche dich, Daß du ewig denkst an mich, und ich will's nicht leiden. u. s. w.

Und der wilde Knabe brach's Röslein auf der Haiden; Röslein wehrte sich und stach, half ihr doch kein Weh und Ach, mußt es eben leiden.

30. Mägdlein mit den gold'nen Zöpfen, Mägdlein mit dem goldnen Haar! oder ist es wol von Seide, oder ist's von beiden gar? nenn

ich's goldgebiegne Seide? nenn ich's seidenfeines Gold? und welch zartes Elfenhändchen hat die Flechten dir gerollt?

Mägdlein mit den gold'nen Zöpfen! — und an jedem hängt ein Herz, hier ein junges, da ein altes, hier mit Luſt und da mit Schmerz. Und das meine, ach das meine? — Iſt kein einzig Zöpfchen leer? Mägdlein mit den gold'nen Zöpfen, Dichterherzen ſind nicht ſchwer.

Und die gold'nen Zöpfe fliegen um den Nacken, um den Leib, und das Fliegen und das Schmiegen iſt der Herzen Zeitvertreib. Einer hat ſich faſt verirret um die Schulter ganz allein; Mägdlein ſtreich ihn nicht zurücke, Freiheit ſteht dem Haar ſo fein.

Mägdlein mit den gold'nen Zöpfen. Mägdlein mit dem gold'nen Haar! Herz an Herz ein ſtilles Plätzchen, Eins in Eins, und zwei ein Paar' löſe deine gold'nen Flechten, alle Herzen fallen aus, und nur eines, und nur meines, Mägdlein, trägſt du mit nach Haus!

31. Nach Böhmerland will ich fahren, da wohnt mein ſüßes Lieb, wol über Berg und Thale, da wohnt mein ſüßes Lieb.

Vor meines Liebſten Thüre, da ſtehn zwei Bäumchen klein, der eine der trägt Muskaten, der andre braun Nägelein.

Muskaten, die ſind ſo ſüße, braun Nägelein riechen ſo gut. Ich meinte, mich freite ein Reiter, nun iſt es ein armes Blut.

Er nahm ſie bei den Händen, bei ihrer ſchneeweißen Hand, er führte ſie alſo ferne, wo er ein Bettlein fand.

Da lagen ſie beide verborgen die liebe lange Nacht, vom Abend bis zu dem Morgen, bis ſchien der lichte Tag.

Die Sonn' iſt untergegangen, die Sterne, die blinken ſo ſehr, ich wollt, daß ich mit meinem Liebſten in einem Baumgarten wär'.

Der Baumgarten iſt geſchloßen, und niemand könnte hinein, als nur die ſtolze Frau Nachtigall, Die flöge von oben 'nein.

Wir wollen die Nachtigall binden, das Haupt wol an den Fuß, dann kann ſie doch nicht mehr plaudern von zweier Süßliebchens Luſt.

„Und habt ihr mich auch gebunden, mein Herz iſt mir geſund, das thut von zweien Süßliebchens noch immer alles kund.“

32. Frag' alle Bekannte, frag' alle Verwandte, frag' alle Betrübte, frag' alle Verliebte, frag' Himmel, frag' Erden, frag' was irgend gefragt kann werden, alle ſagen, es ſei nichts ſchöner, als deutſche Treu!

Ja, Englands Korallen ſie können gefallen, und Frankreichs Rubinen, ſie mögen dir dienen, ſie können zwar trutzen und Könige putzen, ich ſag' und bleibe dabei, nichts ſchöneres, als deutſche Treu!

33. So hab' ich wirklich dich verloren? Bist du, o Schöne! mir entflohn? Noch klingt in den gewohnten Ohren ein jedes Wort, ein jeder Ton.

So wie des Wandrers Blick am Morgen vergebens in die Lüfte dringt, wenn, in dem blauen Raum verborgen, hoch über ihm die Lerche singt:

So dringet ängstlich hin und wieder durch Feld und Busch und Wald mein Blick; dich rufen alle meine Lieder; o komm, Geliebte! mir zurück.

34. Wer reitet so spät durch Nacht und Wind? es ist der Vater mit seinem Kind: er hat den Knaben wol in dem Arm, er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht? — siehst Vater du den Erlkönig nicht? den Erlkönig mit Kron' und Schweif? — mein Sohn es ist ein Nebelstreif. —

„Du liebes Kind, komm, geh mit mir! gar schöne Spiele spiel' ich mit dir; manch bunte Blumen sind an dem Strand; meine Mutter hat manch gülden Gewand."

Mein Vater, mein Vater, und höreſt du nicht, was Erlenkönig mir leise verspricht? — sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind; In dürren Blättern säuselt der Wind. —

„Willst, feiner Knabe du mit mir gehn? meine Töchter sollen dich warten schön; meine Töchter führen den nächtlichen Reihen, und wiegen und tanzen und singen dich ein."

Mein Vater, mein Vater, und ſiehſt du nicht dort Erlkönigs Tochter am düſteren Ort? — mein Sohn, mein Sohn, ich ſeh es genau: es ſcheinen die alten Weiden ſo grau. —

„Ich liebe dich, mich reitzt deine ſchöne Geſtalt, und biſt du nicht willig, ſo brauch ich Gewalt.“ Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an! Erlkönig hat mir ein Leids gethan! —

Dem Vater grauſet's, er reitet geſchwind, er hält in Armen das ächzende Kind, erreicht den Hof mit Mühe und Noth; in ſeinen Armen das Kind war todt.

35. Es wollt ein Mädchen brechen gehn die Roſen in der Haide. Was fand ſie an dem Wege ſtehn? eine Haſel, die war grüne.

Guten Tag, guten Tag, liebe Haſel mein, warum biſt du ſo grüne? „Hab Dank, hab Dank, wackres Mägdelein, warum biſt du ſo ſchöne?“

Warum daß ich ſo ſchöne bin, das will ich dir wol ſagen: ich eſſe Weißbrod, trink' kühlen Wein, davon bin ich ſo ſchöne,

„Iſſeſt du Weißbrodt, trinkſt kühlen Wein, biſt du davon ſo ſchöne, ſo fällt alle Morgen kühler Thau auf mich, davon bin ich ſo grüne.“

So fällt alle Morgen kühler Thau auf dich, und biſt davon ſo grüne? wenn aber ein Mädchen ihren Kranz verliert, ſie kriegt ihn nimmer wieder.

„Wenn aber ein Mädchen ihren Kranz will behalten, zu Hauſe muß ſie bleiben, darf nicht auf alle Narrentänz gehn, die Narrentänz muß ſie meiden.„

Hab' Dank, hab Dank liebe Hasel mein, daß du mir das gesaget, Hätt' mich sonst heut auf'n Narrentanz bereit't, zu Hause will ich bleiben.

## Abendlied.

36. Der Mond ist aufgegangen, die goldnen Sternlein prangen am Himmel hell und klar; der Wald steht schwarz und schweiget, und aus den Wiesen steiget der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille, und in der Dämmrung Hülle so traulich und so hold! als eine stille Kammer, wo ihr des Tages Jammer verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen? er ist nur halb zu sehen, und ist doch rund und schön, so sind wol manche Sachen, die wir getrost verlachen, weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolze Menschenkinder sind eitel arme Sünder, und wissen gar nicht viel; wir spinnen Luftgespinnste, und suchen viele Künste, und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, laß uns dein Heil schauen, auf nichts Vergänglichs bauen, nicht Eitelkeit uns freun! Laß uns einfältig werden, und vor dir hier auf Erden wie Kinder fromm und fröhlich sein!

37. So, Liebste, lebe wohl! auf ewig lebe wohl! auf immer ich dich lassen, nun immer weinen soll! Die Todtenglocke mit Trauerschall ruft: sie ist todt! sie ist nun todt! So will ich aufs Haupt dir pflanzen noch ein Blümchen rosenroth.

Für meine Minna ſtand ihr Brautbett ſchon ſo ſchön, ach! ſtatt ins Brautgemach, muß ſie zu Grabe gehn. Die Todtenglocke mit Trauerſchall ꝛc.

Ihren Leichnam ſoll begleiten ein ſchöner Jungfraureihn, bis ſie ins Grab wird gleiten, und man wirft Erd' hinein. Die Todtenglocke mit Trauerſchall ꝛc.

Ihre Bahre ſollen tragen Jünglinge jung und ſchön, die, wenn ſie ſie begraben, traurig von dannen gehn. Die Todtenglocke mit Trauerſchall ꝛc.

Auf ihrem Sarg ſoll prangen ein Brautkranz friſch und roth, der wird ſo traurig hangen: „ach! unſre Braut iſt todt.“ Die Todtenglocke mit Trauerſchall ꝛc.

Ihren Leichnam will ich zieren mit Bändern reich und ſchön, ich aber ſchwarz und dunkel muß ich von dannen gehn. Die Todtenglocke mit Trauerſchall ꝛc.

Ihr Grabmal will ich decken mit Blumen überhin, und meine Thränen werden ſie immer pflegen grün. Die Todtenglocke mit Trauerſchall ꝛc.

Statt Bildes ſchöner Farben gemalt mit Kunſt und fein, will ich ihr Bildniß malen tief in mein Herz hinein. Die Todtenglocke mit Trauerſchall ꝛc.

Ins Herz, da will ich graben tief ihre Leichenſchrift: „hier liegt das liebſte Mäd-

chen, das je ein Schäfer liebt.“ Die Todtenglocke mit Trauerschall ꝛc.

In Schwarz will ich mich kleiden, Schwarz sei mein Festkleid nun, weh' mir! ich bin verlassen! Wo sie ruht, will ich ruhn! Die Todtenglocke mit Trauerschall ruft: sie ist todt; sie ist nun todt! So will ich aufs Haupt dir pflanzen noch ein Blümchen rosenroth.

38. Was wollt ihr aber hören? was wollt ihr, daß ich sing? wol von der Tartar-Prinzessin schön, wie's der zu Neumarkt erging.

Nach Bressela der Schlesi eine große Reise sie macht, nach Neumarkt kam sie gefahren, und blieb allda zu Nacht.

Da sprach der Wirth zum andern: Eine Heidin wohnt bei mir, sie hat viel Gold und Edelstein, die laß ich nit von hier.

Gute Nacht, Prinzessin schöne, Ihr lebt nicht bis zum Tag; und wandte sich behende, gab ihr den Todesschlag.

Und all ihr Hofgesinde in tiefem Schlaf er fand, und würgte sie groß und kleine mit seiner eigenen Hand.

Mit seinen eigenen Händen begrub er allzumal gar tief im kalten Keller, ihr Gold und Gut er stahl.

Er zeigte drauf den Andern seine Hand von Blut so roth, und von dem Gold und Edelstein er ihnen die Hälfte bot.

Die Hälfte nahmen sie gerne und schwiegen wol von der That. Doch was nicht früh wird gerochen, das straft der Himmel spat.

Der Tartarfürst der hörte: zu Neumarkt ist euer Kind gemordet und beraubet arg, ihren Körper man noch find't.

Da rief er seinen Haufen: auf, nehmet Spies und Schwerdt, nach der Schlesi wollen wir ziehen, es ist des Ziehens werth.

So kamen sie nun in Schaaren ins ganze Schlesierland, und sengten, brannten und stahlen, der Welt ists wol bekannt.

Den Tod der Prinzessin zu rächen, bei Wahlstatt ging es trüb; zu Ehren der Heiden-Prinzessin ein christlicher Herzog blieb.

So ward am Lande gerochen, was Neumarkt hat gethan. Herr Gott, uns selber regiere, wenn wir was fangen an.

39. Ob ich a nur a Herte bin, ho ich doch en fruha Sinn, führ a wul a sulches Laba, doß mich Fred und Lust umgaba; on mer denken ust dobei, doß ich a wockrer Herte sei.

Wenn dann fruh die Sunn ufgieht und der Tho am Grose stieht, treib ich jo mit Glockenscholle Küh und Ziega ausm Stolle uf die grüne Wies dahin, wu ich gonz allena bin.

Wird mer a die Zeit ust lang, is mers holt doch a ne bang, denn ich blose, sing und pfese, oder ei men Naser grefe, nahm mer Brud und Kas herfür, o do schmeckts gor harrlich mir.

Wenn ich denn a durſtig bin, treib ich ock zum Quole hin, der ei Moos on Kieſelſtena grod wie Pärla thut har renna, trinke gut und aß mich ſot, beſſer olß a Harr wul hot.

Und mei Spitz, dos muntra Thier, is a immer ſu bei mir. Thu ich a aus Faulhet liega, wocht ar doch fer Küh und Ziega. Is dann Nacht, ſu treib ich ei, ſchlofe gut ufn grüne Hei.

## Das Canapee.

40. Das Canapee iſt mein Vergnügen,
Worauf ich mir was gutes thu;
Da kann man recht ergötzlich liegen,
In ſanfter und in ſtiller Ruh,
Und thun mir alle Glieder weh,
So leg ich mich aufs Canapee. :,:

Ein Pfeifchen Knaſter iſt mein Leben,
Wie auch der edle Rebenſaft,
Wein thut der Seele Nahrung geben,
Und Taback ſchafft der Liebe Kraft,
Ich rauche, wo ich geh' und ſteh',
Am liebſten auf dem Canapee. :,:

Ich mag auch gerne Kaffee trinken,
Ja man kann mir mit dieſem Trank
Auf eine halbe Meile winken,
Denn ohne Kaffee bin ich krank;
Ich trinke gern Kaffee und Thee,
Am liebſten auf dem Canapee. :,:

Iſt mir der Wechſel ausgeblieben,
Hat mich das Spiel Labeth gemacht

Will mich mein Mädchen nicht mehr lieben,
Wird mir ein Trauerbrief gebracht,
Dann geh ich voller Schmerz und Weh,
Und leg mich auf das Canapee :,:
Ein schönes Mädchen such ich gerne
Dieß ist für mich die größte Lust.
Seh ich sie auch nur so von Ferne,
Hüpft mir das Herz schon in der Brust
Wenn ich ein hübsches Mädchen seh',
Wünsch' ich mir sie aufs Canapee. :,:
Will mich ein guter Freund besuchen,
So soll er mir willkommen seyn,
Ich lad' ihn ein auf einen Kuchen,
Und auf ein Gläschen alten Wein;
Wir heben's Gläschen in die Höh
Und rufen: Vivat 's Canapee! :,:
Könnt' ich auf diesem Lager sterben,
Würd' mir der Tod nicht bitter seyn,
Ich kümmre mich um keine Erben,
Und schlafe sanft und ruhig ein;
Die Seele schwingt sich in die Höh
Der Leib bleibt auf dem Canapee. :,:

41. Die Madeln betrachten mich hinten u. vorn,
Ihr Herz ist, sobald sie mich sehn, verloren,
Von Schuster und Schneider wird mir kreditirt,
Und komm ich ins Wirthshaus, so borgt mir der Wirth,
Von Schuster und Schneider wird mir kreditirt
Und komm ich ins Wirthshaus, so borgt mir der Wirth.

Da nähm ich ein Madel und tanz eins mit ihr,
Zahl ihr zwey Lemoni und zwey Plützerl Bier.
Da heißts Musikanten kommts, spielts mir eins auf.
Da tanzen und toben wir Landlerisch drauf
Da heißts: Musikanten kommts spielts mir eins auf,
Da gieb ich ein Zwanziger ein Siebner noch drauf.
Und wenn man halt tanzt, so kommts halts aufs Zahlen,
Die einzige Mode, die will mir nicht gefalln,
Da kommt halt der Wastel, sagt: Schneider hast Blech?
Da zähl ich die Stoppeln und zahl halt mein Zech?
Da kommt halt der Wastel sagt Schneider hast Blech?
Da zähl ich die Stoppeln u. zahl halt mein Zech.

42. Ein Madel und ein Glasel Wein, das ist halt excellent; doch muß ein Praktikus es seyn, der gleich die Sorte kennt. Die Kenner wissen d' Mode schon und nehmen sich die Kost davon.

Drum, wenn man mir ein Flaschel giebt: so grinz ich es gleich an; und wenn ein Madel treu mich liebt, bin ich auch treu als Mann, denn ging mir Wein und Madel ab, leg ich mich lieber gleich ins Grab.

Ein Mannsbild, das nicht stets scharmirt, und das nicht liebt den Wein, verdient, daß man ihn strangulirt, sollt gar kein Mensch nicht seyn. Der ist nichts anders in der That als ohne Baumöl ein Salat.

## Vergißmeinnicht.

43. Vergiß mein nicht, o Jüngling! den ich meine,
Zu welchem dieſes Liedchen ſpricht;
Um deſſen Rückkehr ich zu Gott oft betend weine,
Vergiß mein nicht!

Vergiß mein nicht, wenn dir im Jubelkreiſe
Ein Mädchen Freuden-Kränze flicht;
Dann liſple dir ins Ohr mein Schutzgeiſt leiſe:
Vergiß mein nicht!

Und wenn vielleicht mit nie gefühltem Triebe
Dein Herz für eine andre ſpricht:
O dann beſchwör ich dich bei meiner reinen Liebe:
Vergiß mein nicht!

Vergiß mein nicht, und wenn das Schickſal wollte,
Daß ich von deinem Angeſicht, o Freund!
Auf immer fern die Zeit getrennt durchleben ſollte,
Vergiß mein nicht!

Und wenn der Tod vielleicht in früher Stunde
Mein Lebensziel wie Glas zerbricht;
Dann ſey der letzte Hauch aus meinem ſchwachen Munde:
Vergiß mein nicht!

Dann ſorge du, daß unſrer Freundſchaft Siegel
Die Nacht des Todes nicht zerbricht;
Und pflanze weinend noch auf meines Grabes Hügel
Vergiß mein nicht!

Doch wenn wir einſt einander wieder ſehen,
Umſtrahlt von Gottes ew'gem Licht;
Alsdann o darf ich nicht, wie jetzt, mehr ängſtlich flehen:

Vergiß mein nicht!

44. Ach! Andreas, heil'ger Schutzpatron,
Schenke mir doch einen Mann!
Sieh herab auf meinen Spott und Hohn,
Sieh mein hohes Alter an!
Krieg ich einen oder keinen?
Echo: Einen!

Einen, einen, ei das iſt ja ſchön!
Wird er auch beſtändig ſein?
Oder wird er viel nach andern gehn?
Wird er wol ſtets um mich ſein,
Sich bemühn mir zu gefallen?
Echo: Allen!

Allen, allen, pfui! das iſt nicht gut,
Doch, ach ſage mir geſchwind:
Iſt es denn ein Mann, der viel verthut,
Und wer ſeine Leute ſind —
Sind ſie denn von meines Gleichen?
Echo: Leichen!

Leichen, Leichen, — ja, da erbt man viel!
Hat er denn ſein eigen Haus,
Wenn er mich nun einmal haben will —
Und wie ſieht es drinnen aus?
Iſt es wol von rechter Länge?
Echo: Enge!

Enge, o das seh' ich auch noch nach,
Wenn er nur ein andres schafft;
Doch, wie steht es um das Schlafgemach,
Sind die Betten auch von Tafft,
Wo ich drinnen ruhen werde?
Echo: Erde.

Erde, Erde, das klingt wunderlich,
Und ist ein bedenklich Wort!
Doch, Andreas! sag, ich bitte dich,
Sage wirklich mir den Ort,
Wo du ihn hast aufgehoben?
Echo: Oben!

Oben, oben hat er seinen Platz?
Ach! nun merk ich meine Noth!
Der von dir mir auserkohrne Schatz
Ist wol endlich gar der Tod —
Ist denn mir nichts überblieben?
Echo: Lieben!

Lieben, lieben soll ich bis ins Grab —
Ach, welch ein bittres Herzeleid!
Weißt du keinen, der mich haben mag
Hier in dieser Zeitlichkeit?
Keinen Krummen oder Lahmen?
Echo: Amen.

45. O Nachtigall, o Nachtigall,
Wie singst du mir zu Herzen!
Sonst war ich fröhlich überall,
Fühl aber jetzt nur Schmerzen.

Und dieſe Schmerzen ſind doch ſüß.
Ich könnt' ſie nicht entbehren,
Und wer mir nicht die Schmerzen ließ,
Würd' meine Luſt nicht mehren.

O Nachtigall, o Nachtigall,
Wie konnt' ich ſonſt doch ſcherzen!
Sonſt fühlt' ich nur allein den Schall,
Jetzt fühl' ich auch die Schmerzen.

## Herzliches Geſpräch zwiſchen einem Fürſten und einem invaliden Soldaten.

### Fürſt.

46. Gott grüß dich, Alter! mit deinen grauen Haaren,
Ich ſehe, dir ſchmeckt dein Stückchen Brod ſo gut,
Du magſt wohl auch ſchon vieles haben erfahren,
Das dir verbittert deinen frohen Muth,
Du haſt wohl ſchon manche Noth beſtritten,
Und manchen Kampf als Krieger mitgemacht;
Da du bedurfteſt Ruh und Frieden,
Jetzt wird ſo wenig auf dich gedacht.

### Invalid.

Ja, lieber Herr; ich bin ein alter Krieger,
Und war auch ſchon öfters in großer Schlacht,
Da wir verloren, und doch wurden Sieger,
Denn allezeit hat die Vorſicht uns bewacht,
Daher wird auch der Muth mich nicht verlaſſen,
Der ſtets in meinem Herzen wohnt,

Und ſollt' ich einſt die große Welt verlaſſen,
So tröſt mich doch, daß man die Pflicht belohnt.

Fürſt.

Wie gut möcht dir, du alter Krieger! ſchmecken,
Ein Stückchen Braten und ein Glas Wein,
Auch deine Kleider, die den Leib bedecken,
Möchten wahrlich auch viel beſſer ſeyn,
Ein gutes Bett und eine warme Stube,
Möcht' für dich, Alter! jetzt ſehr dienlich ſeyn,
Bis man dich einſt in jene kühle Grube
Der Mutter Erde ſenken wird hinein.

Invalid.

Mein Stückchen Brod ſchmeckt gut mit dem Gewiſſen,
So in meiner Bruſt ganz ſtill und ruhig ſchlägt,
Auch ruht ſo gut auf Stroh, wie auf den Kißen,
Der alte Hanns, wenn er zur Ruh ſich legt.
Und iſt meine Pilgerreiſ' vollendet,
So leg ich muthig hin den Wanderſtab,
Und nie zur Ruh, von deinem Glück verblendet,
Denn ſelb'ges wohnt für uns nur in dem Grab.

Fürſt.

Wie kannſt du dies mit Wahrheit ſagen?
Du haſt getödtet manchen braven Mann,
Auch manchen Krieger haſt du todtgeſchlagen,
Auf deiner ſteten rauhen Bahn,
Du haſt vielleicht geplündert arme Leute,
Haſt Wittwen, Waiſen nicht verſchont,
Haſt manche Unſchuld oft gemacht zur Beute,
Was leider die Krieger ſeyn gewohnt.

## Invalid.

Ich ſchlug den todt, der mich wollt ſchlagen,
Und ſchützte ſelbſt mein Leben durch den Streich,
Drum kann ichs ja mit reiner Pflicht wohl ſagen,
Ich that nur, was den Rechten gleicht,
Und armen Leuten, Witwen und Waiſen,
That ich in meinem Leben nichts zu leid,
Nie wird mir einer ſo etwas beweiſen,
Das iſt noch gänzlich meine Lebens-Freud.

## Fürſt.

Warum haſt du nicht auf Lohn gedrungen,
Du kennſt ja wohl den Fürſten von der Stadt,
Es iſt ſchon vielen der Wunſch gelungen,
Er lohnt ja gerne jede edle That;
Drum gehe hin, und folge meinem Rath;
Ich meine es ja herzlich gut mit dir,
Ja, vielen Armen iſt des Fürſten Gnad
Bewußt in dieſer Reſidenz allhier.

## Invalid.

Wenn der Fürſt jeden Krieger wollt' belohnen,
Der, tief gebeugt, am Knoten-Stabe wankt,
Verlöre er viel von ſeiner Krone,
Genug, wenn er für die Treue dankt,
Auch ehrt der Krieger mehr wie Wein und Braten,
So er im Leben nicht iſt gewohnt,
Kurz, was uns mehr belohnt als Soldaten,
Wenn der Fürſt uns mit ſeiner Huld belohnt.

Fürſt.

## Fürst.

Du mußt in Armuth vieles leiden,
Wo dein Herz gut für seinen Fürsten denkt,
Entbehren manche Lebensfreuden,
Und dazu mit Ruhm gekrönt,
Doch schon genug. Freund! was ich dir jetzt sage,
Daß du darfst rechnen auf des Fürsten Gnad',
Du sollst nicht mehr des Schicksals Bürde tragen,
Denn wisse, ich bin selbst der Fürst von der Stadt.

## Invalid.

Ich falle Euer Majestät zu Füssen,
Mit Freude, die ganz ihrer Liebe werth,
Und wag es meines Fürsten Kleid zu küssen,
Der jeder Armuth Verdienste ehrt,
Auch will ich für so hohe Gnade danken,
Und will auch stets beweisen in der That,
Daß ich nie werd' in meiner Treue wanken,
Bis einst der alte Hanns geendet hat.

## Fürst.

Der Fürst müßt' sich in tausend Stücke theilen,
Wenn er wollt' überall der Helfer seyn,
Wie gerne wollt' ich jede Wunde heilen,
Und mich jeder edlen That erfreun,
Doch will ich stets als Vater für euch sorgen,
Durch deine Güte, ew'ger weiser Gott!
Lebe wohl, mein Sohn, wir sehn uns morgen,
Ja gewiß, dann Alter folgt dein Lohn.

---



## 47. Menschen schaudert nicht zurücke

Euren Kirchhof hier zu sehn.
Schenkt der Zukunft eure Blicke,
Denn ihr müßt einst auch vergehn.

Der Todtengräber selbst, ihr Brüder!
Wißt, er ist davon nicht frei;
Staub und Asch' sind Menschenglieder,
Jeder wird es ohne Scheu.

Kinder sammeln sich zu Greisen,
Treu und Unschuld geht zur Ruh;
Thoren liegen unter Weisen,
Meine Hand deckt alles zu.

Dem Erobrer mit dem Schwerte
Wird die halbe Welt zu klein;
Und mit einer Schaufel Erde
Muß er dann zufrieden seyn.

Seht! so manches holdes Liebchen
Wie die Rose in dem May;
Nun blüht ein Veilchen auf ihren Gräbchen
Als ihre letzte Schmeicheley.

Hier im niedern Grabeshügel,
Ist der Fürst dem Bettler gleich:
Jeden drückt des Todes-Siegel,
Sey er arm oder reich.

Drum schaudert nicht vor diesem Orte,
Wo schon mancher Freund dort ruht;
Einst eröffne ich die Pforte
Wenn euer Sand zerrinnen thut.

48. Ich bin der Schneider Metz und Metz,
Bin gereist durch d'halbe Welt,
Ich bin vom Hütl bis zum Bsetz
Ein Begeleisen Held!
Jetzt komm i grad von Eipeldau,
War an der Mauth schon bei der B'schau,
Da hab'ns mich haarklein visitirt,
Als hätt' die Pest mich infizirt.

Doch ich hab g'habt gleich Rosemi
Und zog mein' Kundschaft vor,
Und sagt glei, der und der bin ich,
Ein Gsell vom Schneider-Chor.
Da hab'ns die Köpf zusamm'n g'steckt
Und war'n gleich alle voll Respect,
Ey, wenn ihr es denn noch nicht wißt,
Ein Schneider gar nichts Mauthbars ist.

Ich führ' ja nicht verbot'ne Waar',
Mein Bügeleisen, Scheer,
Denn sonst vertragt der Wind mich gar,
Ein Schneider ist nicht schwer;
Die Nadel ist mein um und auf,
Drum näh ich immer fleißig drauf
Jetzt geht mir nur ein Weiberl ab,
Bis daß ichs Gwerb und Werkstatt hab'.

## Verzeichniß der Lieder.


| | Seite. |
|---|---|
| Ach! Andreas, heil'ger Schutzpatron | 39 |
| Ach, in Trauer muß ich leben, | 15 |
| Auf einem hohen Felsen, der | 20 |
| Auf! ihr meine deutschen Brüder, | 3 |
| Alles Wasser fließt zum Meere | 11 |
| Da droben auf jenem Berge, | 16 |
| Da steht ein Schloß in Oesterreich, | 23 |
| Das Kanapee ist mein Vergnügen | 35 |
| Dein Schwerdt, wie ist's von | 18 |
| Der Mond ist aufgegangen | 31 |
| Des Morgens, wenn die Hähne kräh'n, | 11 |
| Die Madeln betrachten mich | 36 |
| Eine fromme Magd von gutem Stand | 12 |
| Ein Madel und ein Glasel Wein | 37 |
| Ein niedliches Mädchen | 25 |
| Ein Preußischer Husar | 6 |
| Es ritten drei Reiter zum | 17 |
| Es saß ein Fink auf grünem | 8 |
| Es steht ein Schloß in Oesterreich | 23 |
| Es war einmal ein feiner | 14 |
| Es wollt ein Mädchen brechen | 30 |
| Frag alle Bekannte, | 28 |
| Gott grüß euch Alter! mit euren | 11 |
| Ja wenn's nicht geht, so geht | 13 |
| Ich ärgere mich stumm und dumm, | 10 |

| | |
|---|---|
| Ich bin ein Jäger rasch und | 5 |
| Ich hatt' einen Kameraden, | 18 |
| Ich bin der Schneider Metz und Metz | 46 |
| Jungfrau, merk auf meinen Schall, | 2 |
| Kuckuck hat sich zu todt gefallen | 11 |
| Mägdlein mit den goldnen | 26 |
| Menschen schaudert nicht zurücke, | 45 |
| Nach Böhmerland will ich fahren | 27 |
| Ob ich a nur a Herte bin, | 34 |
| O Nachtigal, o Nachtigal, | 40 |
| Sah ein Knab ein Röslein | 26 |
| Schätzelein, es kränket mich, | 9 |
| So hab' ich wirklich dich verloren | 28 |
| So, Liebste, lebe wohl! | 31 |
| Unter allen diesen Mädchen | 22 |
| Vergiß mein nicht, | 38 |
| Was klinget und singet | 21 |
| Was suchen doch die Menschen | 11 |
| Was wollt ihr aber hören | 33 |
| Wenn ich halt früh aufstehe | 16 |
| Weine, weine, weine nur nicht | 21 |
| Wenn ich ein Vöglein wär', | 23 |
| Wenn mein Pfeifchen | 15 |
| Wer reitet so spät durch | 29 |

# Funfzig neue Kinderlieder

von

## Hoffmann von Fallersleben.

Nach Original- und bekannten Weisen

mit Clavierbegleitung

von

**Ernst Richter.**

Mit Beiträgen von Marx, Felix Mendelssohn-Bartholdy, Otto Nicolai, C. G. Reißiger, Robert Schumann und Louis Spohr.

---

**Preis ½ Thlr.** — 45 kr. Conv. Mze. — 54 kr. Rh.

---

**Mannheim, 1843.**

Verlag von Friedrich Bassermann.

Heiter, aber nicht zu geschwind.

## 1. Hinaus ins Freie!

Schlesische Volksmelodie.

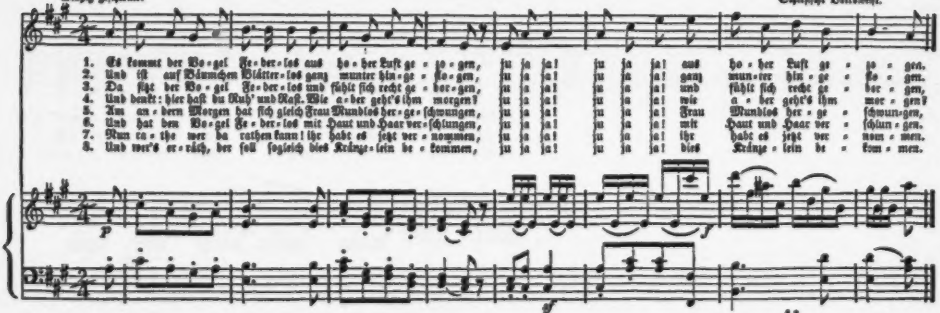
1. Wie blüht es im Thale, wie grünt's auf den Höhn! und wie ist es doch im Frei-en, im Frei-en so
2. Es la-det der Frühling, der Frühling uns ein: nach der Wei-den-flö-te sol-len wir sprin-gen zum
3. Wer wol-te nicht tan-zen dem Frühling zu lieb, der den schlimmen lan-gen Win-ter uns end-lich ver-
4. So kom-met, so kom-met ins Frei-e hin-aus! wenn die A-bend-glo-cke läu-tet, geht's wie-der nach
1. schön! und wie ist es doch im Frei-en, im Frei-en so schön!
2. Reih'n, nach der Wei-den-flö-te sol-len wir sprin-gen zum Reih'n.
3. trieb! der den schlimmen langen Win-ter uns end-lich ver-trieb!
4. Haus, wenn die A-bend-glo-cke läu-tet, geht's wie-der nach Haus.

## 2. Bei des Storchs Wiederkehr.

Mäßig langſam.
Holländiſche Volksweiſe.
1. Halt ihr ihn noch nicht ver - nom - men!
Un - ſer Storch iſt heim - ge - kom - men,
2. Ja, du biſt nun ein - ge - troſ - ſen
Haſt er - ſtaun - let un - ſer Hof - ſen
3. Ach, wie tönt in un - ſro Ohr - en
Ja, wir ſind wie neu ge - bo - ren,
a Tempo.
rilar.
Ped.
1. auf dem Da - che ſitzt er ſchon.
hört doch, hört den fro - hen Ton!
2. noch ſo man - cher Win - ter - nacht,
und dem Früh - ling mit ge - bracht.
3. doch ſo ſüß der fro - he Ton:
denn der Win - ter iſt ent - flohn.
Klapp - re du, klapp - re du klapp klapp klapp! klapp klapp klapp!
Klapp - re du, klapp - re du klapp klapp klapp! klapp klapp klapp!
Klapp - re du, klapp - re du klapp klapp klapp! klapp klapp klapp!
ten.
ten.

1. Klapp : er du, Klapp : er du im : mer zu!
2. Klapp : er du, Klapp : er du im : mer zu!
3. Klapp : er du, Klapp : er du im : mer zu!
zu!
zu!
zu!
crescendo.
f
ff

## 3. Räthsel.


Mäßig geschwind.
Schlesische Volksweise.
1. Es kommt der Vo - gel fe - der - los aus ho - her Luft ge - flo - gen, ju ja ja! ju ja ja! aus ho - her Luft ge - flo - gen.
2. Und ist auf Bäumchen Blätter - los ganz munter hin - ge - flo - gen, ju ja ja! ju ja ja! ganz munter hin - ge - flo - gen.
3. Da sagt der Vo - gel fe - der - los und fühlt sich recht ge - bor - gen, ju ja ja! ju ja ja! und fühlt sich recht ge - bor - gen,
4. Und denkt: hier hast du Ruh' und Rast. Wie a - ber geht's ihm morgen? ju ja ja! ju ja ja! wie a - ber geht's ihm mor - gen?
5. Am an - dern Morgen hat sich gleich Frau Wundlos her - ge - schwungen, ju ja ja! ju ja ja! Frau Wundlos her - ge - schwungen,
6. Und hat dem Vo - gel fe - der - los mit Haut und Haar ver - schlungen, ju ja ja! ju ja ja! mit Haut und Haar ver - schlun - gen.
7. Nun ra - the wer da rathen kann! ihr habt es jetzt ver - nommen, ju ja ja! ju ja ja! ihr habt es jetzt ver - nom - men.
8. Und wer's er - räth, der soll sogleich dies Rätz - lein be - kommen, ju ja ja! ju ja ja! dies Rätz - lein be - kom - men.
p
f
1°

## 2. Frühlings Ankunft. (Zweistimmig.)

Muster.

Musik von C. D. Mar.

1. Nach die-sen trü-ben Ta-gen, wie iſt ſo hell das Feld! ja-triſ-ne Wol-ken tra-gen die
2. Und Keim und Knos-pe mä-chet ſich an das Licht her-vor, und man-che Blu-me blü-het zum
3. Ja auch ſo-gar die Ei-chen und Re-ben wer-den grün: O Herz, das ſei dein Zei-chen! Herz,
1. Trau-er aus der Welt, die Trau-er aus der Welt.
2. Him-mel ſtill em-por, zum Him-mel ſtill em-por.
3. wer-de froh und kühn! Herz, wer-de froh und kühn!

## 5. Maiglöckchen und die Blümelein. (Zweistimmig.)

Allegretto non troppo.

Musik von Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Mai-glöck-chen läu-tet in dem Thal, das klingt so hell und fein: so kommt zum Mai-gen all-zu-mal, ihr
Mai-glöck-chen läu-tet in dem Thal, das klingt so hell und fein: so kommt zum Mai-gen all-zu-mal, ihr
lie-ben Blü-me-lein, ihr lie-ben Blü-me-lein! P Die Blümchen blau und gelb und weiß, die kommen all' her-
lie-ben Blü-me-lein, ihr lie-ben Blü-me-lein! P Die Blümchen blau und gelb und weiß, die kommen all' her-
P

bei, Ver - giß - mein - nicht und Eh - ren - preis, Zeit - los' und A - ke - lei, Ver - giß - mein - nicht und Eh - ren - preis,
bei, Ver - giß - mein - nicht und Eh - ren - preis, Zeit - los' und A - ke - lei, Ver - giß - mein - nicht und Eh - ren - preis,
Zeit - los' und A - ke - lei, Zeit - los' und A - ke - lei. Mai - glöck - chen spielt zum
Zeit - los' und A - ke - lei, Ver - giß - mein - nicht und Eh - ren - preis, Zeit - los' und A - ke - lei. Mai - glöck - chen spielt zum
dim.

Tanz im Nu und al - le tan - zen dann, der Mond steht ih - nen freundlich zu, hat sei - ne Freu - de dran, hat
Tanz im Nu und al - le tan - zen dann, der Mond steht ih - nen freundlich zu, hat sei - ne Freu - de dran, hat
sei - ne Freu - de dran. Den Junker Reif ver - droß das sehr, er kommt ins Thal hin - ein: Maiglöck - chen
sei - ne Freu - de dran. Den Junker Reif ver - droß das sehr, er kommt ins Thal hin - ein: Mai - glöck - chen
P
PP

spielt zum Tanz nicht mehr,
fort sind die Blü-me-lein, fort sind die Blü-me-lein, die
spielt zum Tanz nicht mehr, fort sind die Blü-me-lein!
fort sind die Blü-me-lein, die
pp
pp
Blü-me-lein!
Doch kaum der Reif das Thal ver-läßt, da
Blü-me-lein!
Doch kaum der Reif das Thal ver-läßt, da
cres - - - - cen - - - do - - - - -
pp

ru - fet wie - der um Mai - - glöckchen zu dem Frühlingsfeſt, und läu - tet bim, bam, bum, und läu - tet bim, bam, bum. Nun
ru - fet wie - der um Mai - - glöckchen zu dem Frühlingsfeſt, und läu - tet bim, bam, bum, und läu - tet bim, bam, bum. Nun
hält's auch mich nicht mehr zu Haus, Maiglöckchen ruft auch mich: die Blümchen gehn zum Tanz hinaus, zum Tan - ze geh' auch ich, die
hält's auch mich nicht mehr zu Haus, Maiglöckchen ruft auch mich: die Blümchen gehn zum Tanz hinaus, zum Tan - ze geh' auch ich, die

Blümchen gehn zum Tanz hin-aus, zum Tan-ze geh' auch ich, zum Tan-ze geh' auch
Blümchen gehn zum Tanz hin-aus, zum Tan-ze geh' auch ich, die Blümchen gehn zum Tanz hin-aus, zum Tanz hin-
ich, zum Tan-ze geh' auch ich!
aus, die Blümchen gehn zum Tanz hinaus, zum Tan-ze geh' auch ich!

## 6. Spiellust im Frühlinge. (Zweistimmig.)

Heiter, aber nicht zu geschwind.

Schlesische Volksweise.

1. Der Win-ter iſt wie-der ver-gan-gen, es grü-net und blü-het das Feld, im Wal-de da ſin-gen die
2. Was macht nun ein rü-ſti-ger Bu-ab, er blei-bet nicht län-ger zu Haus, er gie-het gar in-ſig und
3. Und ſind wir ins Frei-e ge-kom-men, be-gin-nen wir man-cher-lei Spiel: wir ſpie-len Ball-da-ren und
4. Wir ſpie-len dann im-mer was Neu-es: jetzt ſchla-gen wir Ball und den Reif, dann laſ-ſen wir frei-gen den
5. Dann dreh'n wir uns in-ſig im Rei-ſe und tan-zen auf Ei-ge-nem Bein. Das iſt ein Le-ben und
6. Und iſt dann der A-bend ge-kom-men, dann ge-hen wir früh-lich nach Haus, dann ſin-nen wir an-de-re
1. Bö-gel, ju ja die Bö-gel, es freut ſich die ganz-e Welt.
2. mun-ter, ju ja und mun-ter mit uns in das Frei-e hin-aus.
3. Vö-gel, ju ja und Vö-gel, und lau-fen ver-eint nach dem Ziel.
4. Hüh-chen, ju ja den Hüh-chen mit ſei-nem ge-mal-ti-gen Schweif.
5. Frei-den! ju ja und Frei-den! wir trommeln und ſin-gen und ſchrei'n.
6. Spie-le ju ja Spie-le auf mor-gen uns wie-der um aus.
2.

## 7. Das Lied vom Drachen.

Mäßig. Schlesische Volksmelo.

1. Steig, Dra-che, steig zum Him-mel hin-an! hoch o-ben sieh die wei-te Welt die-an!
2. Sieh an die Ber-ge, die Thä-ler und Au'n! du mußt die Al-les ganz ge-nau beschau'n,
3. Der Dra-che hört's und ver-läßt das Feld, er will sich an-sehn ganz ge-nau die Welt,
4. Er hat sich noch lan-ge nicht satt ge-sehn, jetzt bleibt er o-ben in den Lüf-ten stehn,
5. Nun a-ber wen-det er sei-nen Ring, er keh-ret schon zu-rück, er sah ge-nug,
6. Und Man-cher sieht manch Land und Meer, und kommt zu-letzt zur Hei-math wie-der her,

p f p

Hopsa-sa, va-le-ri-de-ra! hoch o-ben sieh die wei-te Welt die-an!
Hopsa-sa, va-le-ri-de-ra! du mußt die Al-les ganz ge-nau beschau'n.
Hopsa-sa, va-le-ri-de-ra! er will sich an-sehn ganz ge-nau die Welt.
Hopsa-sa, va-le-ri-de-ra! jetzt bleibt er o-ben in den Lüf-ten stehn.
Hopsa-sa, va-le-ri-de-ra! er keh-ret schon zu-rück, er sah ge-nug.—
Hopsa-sa, va-le-ri-de-ra! und kommt zu-letzt zur Hei-math wie-der her.

a poco crescendo.

f

## 8. Ballſpiellust.

Nicht zu geſchwind. Schleſiſche Volksweiſe.

1. Wenn der Schnee im Freien iſt zer - ron - nen, wird das Ball-ſpiel wie-der-um be - gon-nen,
2. Und im Frei-en tummeln wir uns al - le tu - mig mit dem Schlägel, mit dem Ball-le,
p
f
1. und wenn die Schul' iſt aus, ei - len wir hin - aus.
2. ja, bis zur Nacht hin-ein blei-ben wir im Frei'n.
Wei - che Luft in lan - gen Frühlings-
Wei - che Luft in lan - gen Frühlings-
p
f
1. ta - gen, wenn wir Bäl-le werfen, Bäl-le ſchlagen.
2. ta - gen, wenn wir Bäl-le werfen, Bäl-le ſchlagen.
p
f

## 9. Der wackere Reiter.

Mäßig.
Schlesische Volksweise.
1. Wo mein Pferd den Win-ter stand't in den Wei-den gue-gen. Weil ich's e-ben wie-der-fand, will ich's auch be-rei-ten.
2. Tummle dich und sei nicht faul! rei-ten will ich hey-te. Bist du fei-ßig, lie-ber Gaul, freu'n sich al-le Leu-te.
3. Auch die klei-nen Bäu-me-lein ni-cken auf und wie-der: Geiß dich Gott, lieb Buh-der-lein! nun so kommt bald wie-der!
4. Auch die Vö-gel freu'n sich sehr rings auf al-len Sei-ten, zwischem früh-lich um mich her: Ei, was kannst du rei-ten!
5. Pferd-chen geht den Trip-pel-trab im-mer frisch und hei-ter. Hü-gel auf und Hü-gel ab, und ich bin der Rei-ter.
p
cf
p
f

## 10. Mariewürmchens Klage.

Sehr mäßig.
Russische Volksmelodie.
1. Ein Ma - ri - en - wurm trach am Weg' um - her, und es war das Herz ihm so bang' und schwer.
2. Und er klag - te still vor sich hin und sang, daß es ist - te nur durch die Lüf - te drang.
3. „O du bö - ser Wind, o wie haß' ich dich! hast mein Haus zer - stört, hast ver - trie - ben mich.
4. Lin - de war mein Haus, und ich wohn - te drin, und es ging mir da recht nach mei - nem Sinn.
5. A - bends ward das Thor im - mer zu - ge - macht: si - cher schlief ich so man - che Mond - schein - nacht.
6. Mor - gens ging von selbst wie - der auf das Thor, mit dem Mor - gen - roth kam ich dann her - vor.
7. O du bö - ser Wind, o wie haß' ich dich! hast mein Haus zer - stört, hast ver - trie - ben mich".
crescendo.
dim.
dim.

## 11. Das Lied der Vögel.

Munter.
ritard.
a Tempo.
Schlesische Volksweise.
1. Wir Vö-gel ha-ben's mache-lich gut, wir flie-gen hü-pfen, fin-gen: Di-di-ral-la-la, di-di-
2. Wir sin-gen frisch und wohl-ge-muth, daß Wald und Feld er-klin-gen. Di-di-ral-la-la, di-di-
3. Wir sind ge-sund und sor-gen-frei, und sin-den was uns schme-cket, Di-di-ral-la-la, di-di-
4. Wo-hin wir flie-gen, rings um-her ist un-ser Tisch ge-de-cket. Di-di-ral-la-la, di-di-
5. Ja un-ser Za-ge-werk voll-bracht, dann ziehn wir in die Bäu-me, Di-di-ral-la-la, di-di-
6. Wir ru-hen still und sanft die Nacht und ha-ben schö-ne Träu-me. Di-di-ral-la-la, di-di-
7. Und weckt uns früh der Sen-nen-schein, dann schwin-gen wir's Ge-fie-der, Di-di-ral-la-la, di-di-
8. Wir flie-gen in die Welt hin-ein und sin-gen un-sre Lie-der. Di-di-ral-la-la, di-di-
1—8. ral-la-la, di-di-ral-la, ral-la-la!
cresc.

## 12. Mein Lämmchen.

Mäßig und sanft.
Schlesische Volksweise.
1. Ich hab' ein Lämmchen weiß wie Schnee, das geht auf grü-ner Wei-de, das ist so fromm, das ist so gut, das
2. Ihr schert sich die Blümchen aus, die gel-ben und die wei-ßen, den Quendel und den Thy-mi-an, den
3. Und wenn's ge-nug ge-fres-sen hat und will nicht wei-ter gra-sen, so la-gert's sich am Er-len-strauch, so
4. Und wenn der Hirt nach Hau-se treibt, kommt auch mein Lämmchen wie-der, dann hüpft es in den Stall hin-ein, dann
5. Dem Lämmchen bin ich gar zu gut, dem Lämmchen auf der Wei-de, und wer ihm was zu Lei-de thut, und
P
1. ist so fromm, das ist so gut, thut kei-nem was zu Lei-de.
2. Quen-del und den Thy-mi-an und wie die Kräu-ter hei-len.
3. la-gert's sich am Er-len-strauch wol auf dem küh-len Ra-sen.
4. hüpft es in den Stall hin-ein und bückt und legt sich nie-der.
5. wer ihm was zu Lei-de thut, thut mir auch was zu Lei-de.
ff

## 13. Wanderlied.

Mäßig.

Melodie von F. C. Fuhs.

1. Vö - gel sin - gen, Blu - men blühen, grün ist wie - der Wald und Feld. O so laßt uns ziehn und wan - dern von dem ei - nen Ort zum
2. Wie im Bau - er sitzt der Vogel, so - ßen wir noch jüngst zu Haus. Auf ge - than ist jetzt das Bau - er, hin ist Winter, Kält' und
3. Frau - de lebt auf al - len Wegen, um uns, mit uns, ü - ber all. Freude säu - selt aus den Lüf - ten, hau - chet aus den Blu - men-
4. Nun so laßt uns ziehn und wandern durch den neu - en Sonnenschein, durch die lich - ten Au'n und Fel - der, durch die dunkel - grü - nen
an - dern durch die wei - te grü - ne Welt.
Trau - er, und wir flie - gen wie - der aus.
düf - ten, tönt im Sang der Nachti - gall.
Wäl - der in die neu - e Welt hin - ein!

## 14. Ein schweres Räthsel.

Mäßig.
Volksweise.
1. Auf un-ſrer Wie-ſe ge-ht was, wa-ckelt durch die Säm-pfe,
es hat ein wei-ßes Jäck-lein an, trägt auch ro-the Strümpfe,
2. Ihr denkt, es iß der Klap-per-ſtorch, wa-ckelt durch die Säm-pfe,
er hat ein wei-ßes Jäck-lein an, trägt auch ro-the Strümpfe,
ſingt die Frö-ſche ſchnapp wapp wapp,
ſingt die Frö-ſche ſchnapp wapp wapp,
1. Klappert lu-ſtig Klap-per die Klapp! — wer kann das er-ra-then?
2. Klappert lu-ſtig Klap-per die Klapp, nein, nein! 's iß ei-ne Stör-chin.
crescendo.
3.

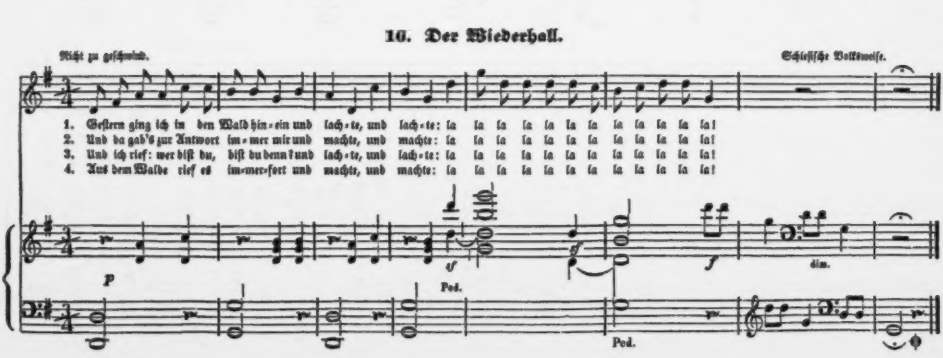
# 15. Frühlings Bewillkommnung.

Mäßig. Schlesische Volksweise.

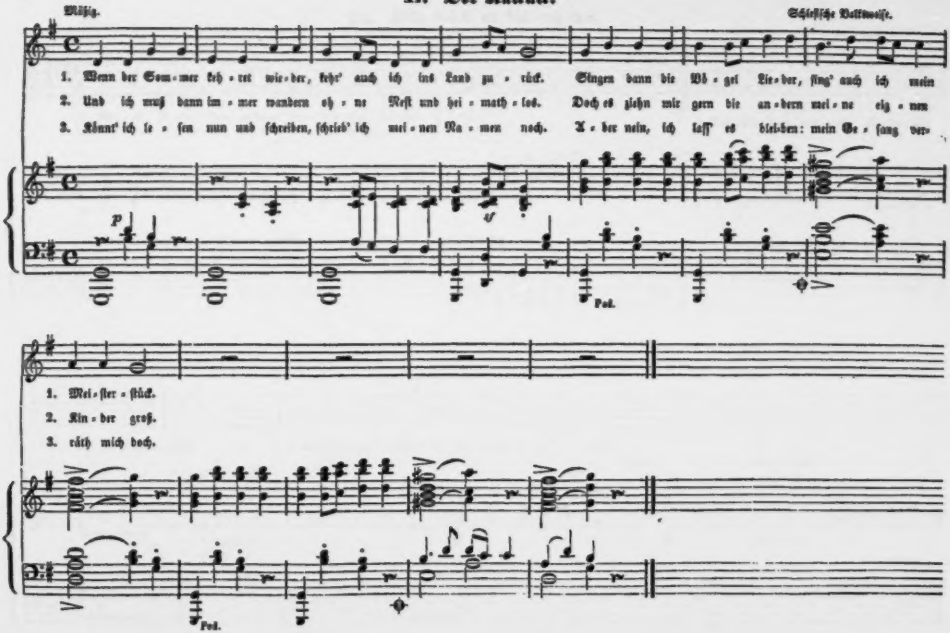
1. So sei ge-grüßt viel tau-send-mal, hol-der Früh-ling! Will-kom-men hier in un-serm Thal,
2. Du kommst, und froh ist al-le Welt, hol-der Früh-ling! Es freut sich Wie-se, Wald und Feld,
3. So sei ge-grüßt viel tau-send-mal, hol-der Früh-ling! O bleib' recht lang' in un-serm Thal,

1. hol-der Früh-ling! hol-der Früh-ling, ü-ber-all grü-ßen wir dich froh mit
2. hol-der Früh-ling! Zu-bel tönt dir ü-ber-all, dich be-grü-ßet Lerch' und
3. hol-der Früh-ling! Kehr' in al-le Her-zen ein, laß doch al-le mit uns

## 10. Der Wiederhall.


Nicht zu geschwind.
Schlesische Volksweise.
1. Gestern ging ich in den Wald hin - ein und lach - te: und lach - te: la la la la la la la la la la la!
2. Und da gab's zur Antwort im - mer mir und machte, und machte: la la la la la la la la la la la!
3. Und ich rief: wer bist du, bist du denn? und lach - te, und lach - te: la la la la la la la la la la la!
4. Aus dem Walde rief es im - mer - fort und machte, und machte: la la la la la la la la la la la!
p
sf
f
dim.
Ped.
Ped.

# 17. Der Kuckuck.


Mäßig.
Schlesische Volksweise.
1. Wenn der Som-mer ruh-et wie-der, kehr' auch ich ins Land zu-rück. Singen dann die Vö-gel Lie-der, sing' auch ich mein
2. Und ich muß dann im-mer wandern oh-ne Rast und hei-math-los. Doch es ziehn mir gern die an-dern mei-ne eig-nen
3. Könnt' ich le-sen nun und schreiben, schrieb' ich mei-nen Na-men noch. Aber nein, ich laß' es blei-ben: mein Ge-sang ver-
p
f
Ped.
1. Mei-ster-stück.
2. Kin-der groß.
3. räth mich doch.
Ped.

## 18. Wie wird es dir ergehn!

Wild.
Volksweise.
Mei-ne Mutter hat gepflanzt im Gar-ten Zu-cker-wi-cken.
Kommt mein Hähnchen her-ge-rannt und fängt gleich an zu pi-cken.
Und wenn das wird mein Wa-ter und
mei-ne Mutter ſehn, — Kleines, Klei-nes Hähnchen du, wie wird es dir er-gehn!

## 19. Tanzlied der Mücken.

Mäßig bewegt.
Schleſiſche Volksweiſe.
1. Friſch, ihr Blu-men und Halme, friſch, ſpielt uns zum Reih'n!
denn es win-ket die Sonne mit pur-pur-nem Schein.
Laßt uns ſchwe-ben im Tan-ze am Bach und im
2. Wei-le län-ger, o Sonne! wer weiß, ob ein-mal
uns noch ſcheu-ert zum Tanze dein lieb-li-cher Strahl?
Ach, wer weiß, ob uns mor-gen ein Mie-der-ſehn
3. Hei-ſa, lu-ſtig ge-tan-zet im blu-mi-gen Duft!
Laßt uns ſchwe-ben und we-ben hin-ab und hin-
p
mf
1. Feld! Uns ge-hö-ret die gan-ze, die un-end-li-che Welt.
2. lachet! Hei-ſa, lu-ſtig ge-tan-zet, eh' uns ſchei-det die Nacht.
3. auf! denn es hat ja die Sonne bald voll-en-det den Lauf.
f
p

## 20. Scherbenſpiel.

Heiter, aber nicht zu geſchwind.

Schleſiſche Volksweiſe.

1. Scherbe, tanz' auf die - ſem Plan, auf der ſpie - gel - glat - ten Bahn oft und im - mer öf - ter, hopp hopp hopp! im - mer hopp!
2. Ma - che Rin - ge groß und klein! durch die Zahl der Rin - ge - lein wird das Spiel ge - wonnen, hopp hopp hopp! im - mer hopp!
3. Wie die Schwalbe leiſ' und leicht nur die Waſ - ſer - flut beſtreicht, mach's auch du, mein Scherbchen! hopp hopp hopp! im - mer hopp!
4. Scherbe, tanz' auf die - ſem Plan, auf der ſpie - gel - glat - ten Bahn oft und im - mer öf - ter, hopp hopp hopp! im - mer hopp!

1. hop - ſa - ſa! oft und im - mer öf - ter!
2. hop - ſa - ſa! wird das Spiel ge - won - nen.
3. hop - ſa - ſa! mach's auch du, mein Scherbchen!
4. hop - ſa - ſa! oft und im - mer öf - ter!

## 21. Traue; ſchaue, wem?

Mäßig.

Muſik von Otto Nicolai.

1. Die Min-de ſprach zur Flie-ge: o komm zu mir ins Haus! es iſt bei mir gut woh-nen, komm,
2. Die dunk-le Nacht ver-ſchwin-det, der hel-le Tag er-wacht; die Flie-ge klopft ans Pfört-chen, o
1. ſchlaf, komm, ſchlaf, komm, ſchlaf und ruh' dich aus! Die Flie-ge folgt den Wor-ten, ſie
2. weh! o weh! ihr wird nicht auf-ge-macht. Die Flie-ge ſieht nie wie-der der

1. schläpft ins Haus hin = ein, die Win = de schließt die Pfor = ten, die Lie = ge schlummert ein, die Win = de schließt die
2. Son = ne lieb = lich Licht, sie schmachtet im Ge = fäng = niß, bis ihr das Au = ge bricht, sie schmachtet im Ge =
p
pp
1. Pfor = ten, die Lie = = = ge schlum = = mert ein.
2. fäng = niß, bis ihr das Au = = = ge bricht.

## 22. Soldatenlied.

Muſik von Robert Schumann.

Ein ſche-cki-ges Pferd, ein blankes Gewehr und ein höl-zer-nes Schwert, was braucht man denn mehr! Ich bin ein Sol-dat, man
ſieht's mir wol an, ich mar-ſchire ſchon grad', hab' Schritt wie ein Mann. Mit tro-pi-gem Muth zieh' Morgens ich aus, kehr'
freundlich und gut um Mittag nach Haus. So wird er-er-ziert zum A-bend noch ſpat, bis der Schlaf commandiert: zu Bett, Ka-me-rad!

## 23. Das Lauerkätzchen.

Munter. Volksweise.

1. Wer ſitzt auf un-ſrer Mau-er? ſa-ri rum. Die Kay' ſitzt auf der Lau-er, ſa-ri ſa-ra. O Spätz-lein, nehmt
2. Nehmt euch in Acht, ihr Spätz-chen! ſa-ri rum. Es kommt das Mau-ſe-kätz-chen, ſa-ri ſa-ra. O Spätz-lein, nehmt
3. Die Kay' iſt heim-ge-gan-gen, ſa-ri rum, ſie hat den Spatz ge-fan-gen, ſa-ri ſa-ra. Drum Spätz-lein, nehmt
4. Was macht die Mau-ſe-fa-ze, ſa-ri rum, doch mit dem klei-nen Spatzen? ſa-ri ſa-ra. Das Spätz-lein bringt
P f P
1. euch in Acht vorm Kätz-lein! ſa-ri ſa-ra ſa-rum.
2. euch in Acht vorm Kätz-lein! ſa-ri ſa-ra ſa-rum.
3. euch in Acht vorm Kätz-lein! ſa-ri ſa-ra ſa-rum.
4. ſie zu ſich-rem Kätz-lein! ſa-ri ſa-ra ſa-rum.

## 24. Fritz und sein Spitz.

Munter, aber nicht zu geschwind.

Volksweise.

1. „Komm, komm, mein lie-bes Spitzchen, komm, sit-ze doch ein mal!" Mein Qual, de-kommt gar nicht gut mir: vom
2. „Komm, komm, mein lie-bes Spitzchen, sonst hol' ich dich her-zu." Laß Ruh! Es liegt sich so gut hier, das
3. „Komm, komm, mein lie-bes Spitzchen, sonst steht dir was de-vor." O, Thor! O laß doch dein Drängen, denn
4. „Komm, komm, mein lie-bes Spitzchen, die Wettwurst schenk' ich dir." Ja dir. Die Spra-che ver-steh' ich; mein
1. Si-zen da thut mir der Rü-cken, Rü-cken, Rü-cken so weh.
2. Ru-hen das thut mir im Frei-en, Frei-en, Frei-en so wohl.
3. wüßt du mich blä-uen, so lauf' ich, lauf' ich, lauf' ich dir fort.
4. Frit-chen, nun geh' ich und sit-ze, sit-ze, sit-ze vor dir.
Ped.

## 25. Der Nachtigall Antwort.

Mäßig. Schwäbische Volksweise.

1. Nach-ti-gall, Nach-ti-gall, wie sangst du so schön vor al-lem Vö-ge-lein! Wenn du
2. Nach-ti-gall, Nach-ti-gall, wie drang doch dein Lied in je-des Herz hin-ein! Wenn du
3. Nach-ti-gall, Nach-ti-gall, was schweigest du nun? du sangst so kur-ze Zeit. Wollt' ich
Wa-rum willst, wa-rum willst du sin-gen nicht mehr? das thut mir gar zu leid.
„Wenn der Mai, wenn der Mai, wenn der lieb-li-che Mai mit fei-nen Blu-men zieht,
ist es mir, ist es mir so ei-gen ums Herz, weiß nicht wie mir ge-schieht.
P
Ped.
1. san-gest, rief die gan-ze Welt: Jetzt muß es Früh-ling sein. Nachti-gall, Nachti-gall, wie drang doch dein Lied
2. san-gest, war mein Herz so voll von Lust und Früh-lich-keit. Wa-rum willst, warum willst du sin-gen nicht mehr?
3. sin-gen auch, ich könnt' es nicht, mir ge-lingt kein ein-zig Lied. Ja es ist, ja es ist mir so ei-gen ums Herz,
crescendo.
dim.
f
p
Ped.

## 26. Heuschreckenleben.

Nicht zu geschwind.
Schlesische Volksweise.
1. Scheint der Mond so schön von des Berges Höhn, müssen wir noch eins im Thau springen und dann un - ser A - bendliedchen sin - gen.
2. Hat er - quickt der Thau uns in Ul - ter Au, sit - zen wir und tan - zen un - sern Reigen froh zu Bett, zu Bett, zu Bett und schweigen.
3. Bald ist hin die Nacht und der Tag er - wacht. Deckt uns die Morgen - sonne wie - der, hü - pfen wir und sin - gen die - der.
P
Ped.
cresc.

27. Alles hat seine Zeit.
Mäßig geschwind.
Volksmelo.
1. Geht ein Storch dort in dem Müh-len-bach, geht sa-pe-ren fein ge-mach.
2. Als von fern das nun ein an-drer sieht, duckt er still, still sich ins Ried:
Kaum be-merkt's ein Frosch und er: „Hört's ge-schwie-gen du doch zu
Fine.
mf
p
mf
Fine.
1. mu-si-cirt, und da hat der Storch gleich ihn ver-schna-bu-liert.
2. rech-ter Zeit, kannst du mu-si-cie-ren auch noch an-der-weit."
Da Capo ala' al Fine.

## 28. Das Aehrenfeld.

Mäßig. Schlesische Volksweise.

1. Ein Le-ben war's im Aeh-ren-feld wie ſonſt wol nir-gend auf der Welt, Mu-ſik und Ki-meß weit und breit und
2. Die Grillen zirp-ten früh am Tag und tu-den ein zum Zech-ge-lag: hier iſt es gut, her-ein! hier
3. Der Küfer kam mit ſei-ner Frau, trank hier ein Mäßlein küh-len Thau, und wo nur winkt' ein Bün-me-lein, da
4. Dem Fliegen ward die Zeit nicht lang, ſie ſumm-ten manchen fro-hen Sang. Die Mücken tanz-ten ih-ren Reih'n wo;
5. Das war ein Le-ben rings um-her, als ob es e-wig Ki-meß wär'. Die Gäſte ge-gen aus und ein und
6. Wie a-ber geht es in der Welt? Heut iſt ge-mäht das Aeh-ren-feld, zer-ſtö-ret iſt das ſchö-ne Haus, und
1. lau-ter Luſt und Fröh-lich-keit, und lau-ter Luſt und Fröh-lich-keit.
2. ſchenkt man Thau und Bün-then-wein, hier ſchenkt man Thau und Bün-then-wein.
3. kehr-te gleich das Bien-chen ein, da kehr-te gleich das Bien-chen ein.
4. auf und ab im Son-nenſchein, wol auf und ab im Son-nen-ſchein.
5. ſie-fen ſich's gar wohl dort ſein, und ſie-fen ſich's gar wohl dort ſein.
6. hin iſt Ki-meß, Tanz und Schmaus, und hin iſt Ki-meß, Tanz und Schmaus.

## 29. Feiertagsfreuden.

Mäßig geschwind. Volksweise.

1. Kein Fest-tag ist im gan-zen Jahr, der 'ums nicht et-was bräch-te, und wer am mei-sten Freuden bringt, das
2. Und ist die Fast-nacht wie-der da, dann kommt der Gä-ste bit-ter, wir ge-hen dann zum Faschingsschmaus und
3. Und sind die O-stern wie-der da, dann backt die Mut-ter Ku-chen; im Gar-ten lau-fen wir um-her, ja-gen
4. Und sind die Pfingsten wie-der da, dann ho-len wir uns Mai-en, wir schmücken Thür und Fenster aus und
5. Zu-letzt kommt dann die schönste Zeit, wenn Weih-nacht wie-der-keh-ret, und wer dann heu-er ar-tig war, dem

ritar. a Tempo.

*p* *sf* *For.* *p*

1. ist für uns der rech-te. Hei-bei dum dum, hei-bei-bei-bei dum dum, hei-bei dum dum bal-la.
2. ei-nen ar-me Mit-ter. Hei-bei dum dum, hei-bei-bei-bei dum dum, hei-bei dum dum bal-la.
3. O-ster-ei-er su-chen. Hei-bei dum dum, hei-bei-bei-bei dum dum, hei-bei dum dum bal-la.
4. tan-zen dann im Frei-en. Hei-bei dum dum, hei-bei-bei-bei dum dum, hei-bei dum dum bal-la.
5. wird was ein be-scheert. Hei-bei dum dum, hei-bei-bei-bei dum dum, hei-bei dum dum bal-la.

*p* *ff* ritar.

## 30. Max und der Sandmann.

In mäßiger Bewegung.
Musik von C. Richter.
1. Max, willst du noch nicht schla - fen? be - gieb dich doch zur Ruh! Du bist ge - wiß recht
2. „O nein, ich will nicht schla - fen, ich will noch mun - ter sein; erst soll der Wächter
3. Der Sand - mann wird schon kom - men, er lie - bet lan - ge nicht, er wird Schlafserbe - ner
4. „Der Sand - mann soll's mal wa - gen! er kom - me 'mal her - an! er wird sich heu - te
5. Der Sand - mann ist ge - kom - men, noch e - he man sich's ge - dacht, und Mazel ist ein - ge -
dolce.
1. mü - de, die Au - gen fal - len dir zu, die Au - gen fal - len dir zu.
2. bla - sen, nicht e - her nick' ich ein, nicht e - her nick' ich ein.“;
3. strem - en dir in das An - ge - sicht, dir in das An - ge - sicht.
4. wun - dern, heut' steh' ich mei - nem Mann, heut' steh' ich mei - nem Mann.“—
5. schla - fen: Nun, Mazel, gu - te Nacht! nun, Mazel, gu - te
1 – 4
3
Nacht!
dim. s.
1 – 4
Ped.

## 31. Der Störche Wanderlied.

Böhmiſch. Schleſiſche Volksweiſe.

1. Fort, fort, fort und fort an ei = nen an = dern Ort! Nun iſt vor = bei die Sommerzeit: drum ſind wir Störche
2. Ihr, ihr, ihr und ihr, ihr Bau-ern, ſe = het wohl! Ihr gabt zur Her-berg' eu = er Dach, und ſchütz = tet uns vor
3. Du, du, du und du, ich wohl, du ſchö = ner Teich! Du haſt an bei = den U = fern oft ver = ſtehn was un = ſre
4. Ihr, ihr, ihr und ihr, ihr Frö = ſche ſe = het wohl! Ihr habt uns oft Mu = ſik ge = macht und uns mit manchem
5. Fort, fort, fort und fort an ei = nen an = dern Ort! Nun iſt vor = bei die Sommerzeit: drum ſind wir Störche
1. jetzt be = reit, von ei = nem Land zum an = dern zu wan = dern.
2. Un = ge = wach: drum ſei euch Glück und Frie = den be = ſchie = den.
3. Herz ge = hoffe. Dein bren = nen mir von fer = ne noch ger = ne.
4. Schmaus be = dacht. Eilet wohl auf Wie = der = ſe = hen! wir ge = hen.
5. jetzt be = reit, von ei = nem Land zum an = dern zu wan = dern.

## 32. Reifſchlägerlied.

Mäßig bewegt. Nach einer Volksweiſe.

1. Wollt ihr jetzt noch fragen, was wir heute ſpielen? Laßt den Reif uns ſchlagen auf der grünen Au'!
2. Und die Sonne lächelt freundlich uns ins Auge, und der Oſtwind fächelt mild' Kühl' uns zu.
3. Wie der Reif ſich ſchwinget munter nach dem Ziele, machet's ihm nach und ſpringet auch zum Ziele hin!
ten.
ten.
p
For.
1. Hopp hopp hopp! Hopp hopp hopp! Laßt den Reif uns ſchlagen auf der grünen Au'!
2. Hopp hopp hopp! Hopp hopp hopp! Und der Oſtwind fächelt mild' Kühl' uns zu.
3. Hopp hopp hopp! Hopp hopp hopp! Machet's ihm nach und ſpringet auch zum Ziele hin!
crescendo.
For.
f
Ped.

## 33. Räthſel.

Mäßig. Volksweiſe.

1. Ein Männlein ſteht im Wal-de ganz ſtill und ſtumm,
es hat von lau-ter Pur-pur ein Mänt-lein um.
Sagt, wer mag das Männlein ſein, das da ſteht im
2. Das Männlein ſteht im Wal-de auf Ei-nem Bein,
und hat auf ſei-nem Haup-te ſchwarz Käpp-lein klein.
Sagt, wer mag das Männlein ſein, das da ſteht im
1. Wald' al-lein mit dem pur-pur-ro-then Män-te-lein?
2. Wald' al-lein mit dem klei-nen ſchwarzen Käp-pe-lein?

## 34. Die Mäuse.

Mäßig bewegt. Dänische Volksweise.

1. In ei - ner Scheune wa - ren acht Mäu - se - lein, die woll - ten ger - ne wandern ins Städtchen hin - ein,
2. Da sprach die al - te Mutter: seid auf der Hut! wenn ihr ins Städtchen kommet, be - denkt was ihr thut!
3. Die Mäuslein a - ber zo - gen ins Städtchen fort, sie woll - ten gar nicht hö - ren auf Mü - ter - chens Wort.
4. Der Bäk - ker hö - ret pfei - fen die Mäus' im Haus: Ich werd' euch jetzt be - ra - ten zur Nacht - ei - nen Schmaus.
5. So geht es al - len Kindern auch noch wie dort, wenn sie nicht hö - ren wollen auf Mü - ter - chens Wort.

1. ins Städtchen auf den Markt, da gäb' es mancher - lei Backwerk und Lek - ke - rei.
2. bleibt hier, ihr Kin - der mein! be - denkt, der Städter ist voll Schlauheit, Tück' und List.
3. Sie schlupften al - le acht, zu hal - ten ei - nen Schmaus, wol in ein Bäk - ker - haus.
4. Er streut die Fal - len auf, und fängt sie al - le acht in ei - ner eing' - nen Nacht. —
5. Drum nehmt das Sprichwort wahr: Es kom - met nach der That zu spät der gu - te Rath.

## 35. Gänsecantate.

Heiter, aber nicht zu geschwind. — Schlesische Volksmelodie.

1. Was ha-ben wir Gänse für Kleidung an? Gi ga gack! Wir ge-hen bar-fuß al-le-zeit in ei-nem wei-ßen Fe-derkleid,
2. Was trinken wir Gänse für ei-nem Wein? Gi ga gack! Wir trin-ken nur den stärk-sten Wein, das ist der Gän-se-wein al-lein,
3. Was ha-ben wir Gänse für ei-ne Kost? Gi ga gack! Des Sommers gehn wir auf die Au, des Winters speißt die Bauers-frau
4. Was re-den wir Gänse für Sprache doch? Gi ga gack! Wir könn-ten Hof-se-ren sein; wir re-den Griechisch und La-tein;
5. Was ma-chen wir Gänse am Martins-tag? Gi ga gack! Man führt uns aus dem Stall hin-aus zu ei-nem fet-ten Martinsschmaus,
1. Gi ga gack! wir ha-ben nur ei-nen Frack.
2. Gi ga gack! ist stärker als Rum und Rack.
3. Gi ga gack! uns aus dem Ha-fer-sack.
4. Gi ga gack! ist un-ser Schnick und Schnack.
5. Gi ga gick! und bricht uns das Ge-nick.

## 36. Das Lied der tapfern Soldaten.

Munter.

Schlesische Volksweise.

1. Ja-ho heißt es: aus-mar-schie-ret in die wei-te, wei-te Welt!
Mu-ß-i-can-ten, mu-ß-i-zie-ret! Ja-ho zie-hen wir ins Feld.
2. Seht, wie sind wir aus-klaf-fie-ret! Ja-der ist ein Of-fi-zier.
Helm und Har-nisch sind ge-zie-ret wenn-der-schön mit Gold-pa-pier.
3. Schießen kann ich, daß die Spa-tzen flie-gen fort wie Spreu und Stroh,
und es lau-fen Hund' und Ka-tzen, wenn ich dro-he, nur so so.
4. Ta-pfer wol-len wir's drum wa-gen, blind auf al-le Fein-de gehn,
Fe-ste, Fisch' und Vö-gel ja-gen, wo wir ir-gend ei-nen sehn.
Rühret die Trommeln!
Vor-wärts geht es
Wenn wir durch die
Al-les soll vor
mf
f
1. blast die Fi-ten! denn es ist uns Muth von nö-then; je-der muß ja sein ein Held, weil wir ja-ho
2. recht ver-we-gen mit der Gu-te, mit dem De-gen auf den Feind, Feld aus Feld ein, in die wei-te
3. Fe-der strei-fen und nur an den De-gen grei-fen, hat schon Al-les gleich Re-spect, läuft von hin-nen
4. und er-schre-cken, soll vor uns die Waf-fen stre-cken, Al-les soll es sehn ge-schwind, daß wir ta-pfre
mf

1. ziehn ins Feld.
2. Welt hin . . ein.
3. ganz er . . schreckt.
4. Hel . den sind.
f
1—3
4
1—3
4
sf

## 37. Wer iſt Schuld daran?

Mäßig geſchwind. Schleſiſche Volksweiſe.

1. Als un-ſre Mops ein Mäpschen war, da kennt' er freundlich ſein; jetzt brummt er al-le Ta-ge, und beißt noch o-ben-
2. Du biſt ein recht ver-zo-gen Thier! ſonſt nahmſt du was ich bot, jetzt willſt du Lek-ker-biſ-ſen und magſt kein trok-ken
3. Zum Kna-ben ſprach der Mops dar-auf: „Wie thö-richt ſprichſt du doch! Hätſt du mich an-ders ge-zo-gen, wär' ich ein Mäpschen
1. brein, hei-du hei-du hei-da-la-la und beißt noch o-ben-drein; jetzt brummt er al-le Ta-ge, und beißt noch o-ben-drein.
2. Brot, hei-du hei-du hei-da-la-la und magſt kein trocken Brot; jetzt willſt du Lek-ker-biſ-ſen und magſt kein trocken Brot.
3. noch, hei-du hei-du hei-da-la-la wär' ich ein Mäpschen noch; hätſt du mich an-ders ge-zo-gen, wär' ich ein Mäpschen noch."

## 38. Der gefangene Zeisig.

Ziemlich geschwind.

Fränkische Volksmelodie.

1. Zei-sig, mein Zei-sig, was fällt dir denn ein, ein, ein? Zei-sig, mein Zei-sig, was fällt dir denn ein? „Wär' ich doch
2. Zei-sig, mein Zei-sig, ei, bist du nicht frei, frei, frei? Zei-sig, mein Zei-sig, ei, bist du nicht frei? „Frei in der
3. Zei-sig, mein Zei-sig, wo geht's dir so gut, gut, gut? Zei-sig, mein Zei-sig, wo geht's dir so gut? „Nir-gend als
4. Zei-sig, mein Zei-sig, wo willst du doch hin, hin, hin? Zei-sig, mein Zei-sig, wo willst du doch hin? „Wo es mir
p
f
1—3
4
1. wie-der frei, fort aus der Skla-ve-rei!" Skla-ve-rei? Nar-re-thei! bist du nicht frei?
2. Ker-ker-haft, frei in Ge-fan-gen-schaft!" Ho ho ho! an-ders wo geht's dir nicht so!
3. dort al-lein, dort wo ich frei kann sein." Doch doch doch sag mir noch, ei, wo-hin doch?
4. wohl-ge-fällt, drau-ßen in Wald und Feld." Geh geh geh! nun so geh! Zei-sig, a - - - - - de!
f
ff
1—3
4

## 39. Sturmlied.

Musik.

Bekannte Weise.

1. Die Fahn' iſt auf - ge - pflan - zet auf der Schneeburg ho - hem Wall. Die Feind' auf al - len
2. Der Kampf er iſt be - gon - nen auf der Schneeburg ho - hem Wall. Die Fein - de beingt zum
3. Und iſt die Fahn' er - o - bert von der Schneeburg ho - hem Wall, froh ziehn wir ein dann
f
p
1. Sei - ten, ſie for - dern uns zum Strei - ten. Friſch hin - an Mann für Mann! Muth ge - faßt! drauf und dran! Nehmt den
2. Wei - chen und holt ihr ſtol - zes Zei - chen. Friſch hin - an Mann für Mann! Muth ge - faßt! drauf und dran! Nehmt den
3. al - le mit Sie - ges - ſang und Schall - e. Friſch hin - an Mann für Mann! Muth ge - faßt! drauf und dran! Nehmt den
f
vf
vf
mf

1. Schneeball, nehmt den Schnee-ball, nehmt den Schnee-ball in die Hand! und wer • • ft, werft und
2. Schneeball, nehmt den Schnee-ball, nehmt den Schnee-ball in die Hand! und wer • • ft, werft und
3. Schneeball, nehmt den Schnee-ball, nehmt den Schnee-ball in die Hand! und wer • • ft, werft und
armonia.
f
1. für • • • met!
2. für • • • met!
3. für • • • met!
sf

# 40. Vom Schlaraffenlande.

Mäßig bewegt.

Schleſiſche Volksweiſe.

1. { Kommt, wir wol-len uns be-ge-ben je-tzo ins Schlar-af-fen-land! Seht, da läßt ſich bil-lig ſe-hen
2. { Al-le Spei-ſen gar ge-ra-then, und das Fin-den fällt nicht ſchwer. Mit dem Meſ-ſer auf dem Rük-ken
3. { Und von Hu-hen, Gan-ſen und Hei-gen wachſen in den Hek-ken, A-na-nas im Buſch um-her. Kel-ner darf ſich wähn und bük-ken,
4. { Und die Stra-ßen al-ler Or-ten, je-der Weg und ſind ge-baut aus Zuk-ker-tor-ten, und Bonbons und Marci-pan. Und von Bre-zeln ſind die Brük-ken
5. { Ja, das mag ein ſchö-nes Le-ben und ein herr-lich Man-cher hat ſich hin-be-ge-ben, a-ber kei-ner kam hin-ein. Ja, und habt ihr kei-ne Fik-gel,

poco rallen. a Tempo.

1. und um-ſonſt recht lu-ſtig ſein: Milch und Ho-nig fließt in Bä-chen, aus den Fel-ſen quillt der Wein.
2. läuft ge-bra-ten je-des Schwein. O wie iſt es zum Ent-zük-ken! Ei, wer möchte dort nicht ſein!
3. Al-les ſtellt von ſelbſt ſich ein. O wie iſt es zum Ent-zük-ken! Ei, wer möchte dort nicht ſein!
4. auf-ge-fährt gar hübſch und fein. O wie iſt es zum Ent-zük-ken! Ei, wer möchte dort nicht ſein!
5. nie ge-langt ihr bis ans Thor, denn es liegt ein brei-ter Hü-gel ganz von Pflaumen-mus da-vor.

poco rallen. a Tempo.

crescendo.

## 11. Der Schneemann.

Heiter, aber nicht zu geſchwind.

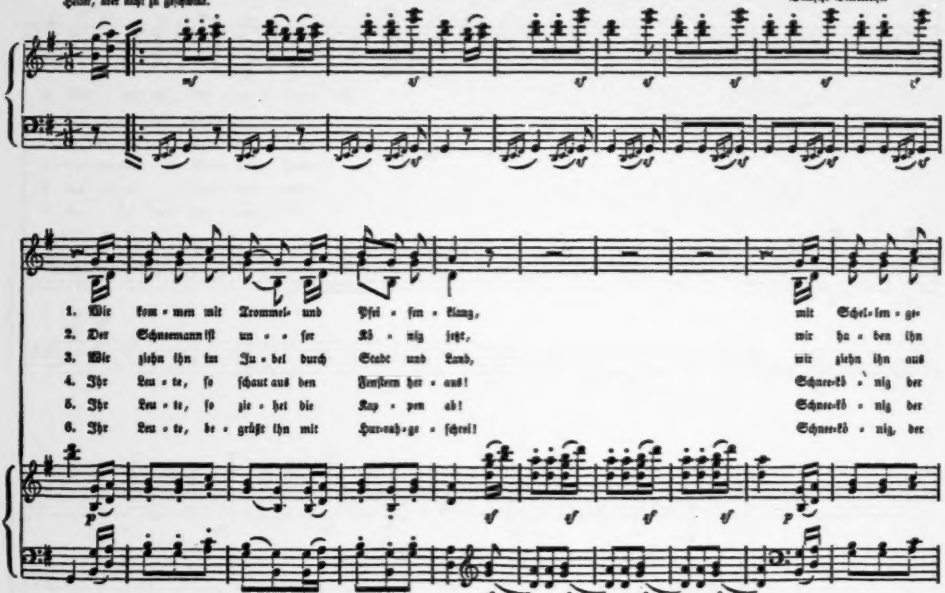
Ruſſiſche Volksweiſe.

1. Seht, da ſteht er, unſer Schneemann! das iſt ein Ge-ſel-le! ſte-het feſt und un-ver-za-gt, weicht nicht von der
2. Schaut ihm in die ſchwarzen Au-gen! wird euch denn nicht ban-ge? In der lin-ken Hand da hat er ei-ne lan-ge
3. Ei-nen gro-ßen Sä-bel hält er feſt in ſei-ner Rech-ten. Kommt her-an! er wird ſich wehren, wird mit Al-len
4. Ja-der thn kann nur der Frühling ei-nen Sieg ge-win-nen: blickt ihn der nur an von fer-ne, wird er gleich zer-
5. A-der halt' dich ta-pfer, Schneemann! laß die-ſen-ba-ren: ſtehſt du mor-gen noch, ſo wollen wir dich ſchlit-ten-
1. Stel-le.
2. Stan-ge.
3. fech-ten.
4. rin-nen.
5. fah-ren.
Ped.

## 42. Die Schlittenfahrt mit dem Schneemann. (Zweistimmig.)

Heiter, aber nicht zu geschwind.

Dänische Volksweise.


1. Wie kom-men mit Trommel- und Pfei-fen-klang, mit Schel-len-ge-
2. Der Schneemann iſt un-ſer Kö-nig jetzt, wir ha-ben ihn
3. Wie ziehn ihn im Ju-bel durch Stadt und Land, wir ziehn ihn aus
4. Ihr Leu-te, ſo ſchaut aus den Fenſtern her-aus! Schnee-kö-nig der
5. Ihr Leu-te, ſo zie-het die Kap-pen ab! Schnee-kö-nig der
6. Ihr Leu-te, be-grüßt ihn mit Hur-rah-ge-ſchrei! Schnee-kö-nig, der

1. thur' und mit Luſt - ge - ſang.
2. heur' auf den Thron ge - ſetzt.
3. Lie - be mit ſig' - rer Hand.
4. kom - met in Saus und Braus.
5. kom - met mit Kreu' und Stab.
6. ſie - het an - jetzt vor - bei.
For.
7°

## 43. Was bringt der Weihnachtsmann.

Nicht zu geschwind. Schlesische Volksweise.

1. Was bringt der Weihnachtsmann dem Fränz-chen? Weihnachts-mann! Ei-ne Pup-pe mit dem Kranz-chen bringt der
2. Was bringt der Weihnachtsmann Ma-thild-chen? Weihnachts-mann! Aus-ge-schnitt'ne bun-te Bild-chen bringt der
3. Was bringt der Weihnachtsmann Jo-han-nen? Weihnachts-mann! Zel-ter, Schäffel, Nipp'sund Kan-nen bringt der
4. Was bringt der Weihnachtsmann Ka-thrin-chen? Weihnachts-mann! Sei-den-ha-sen und Ka-nin-chen bringt der
5. Was bringt der Weihnachtsmann E-mi-lien? Weihnachts-mann! Ei-nen Strauß von Ros'n und Li-li-en bringt der
6. Was bringt der Weihnachtsmann Ma-ri-en? Weihnachts-mann! A-ri-en mit Me-lo-di-en bringt der
7. Was bringt der Weihnachtsmann A-ga-then? Weihnachts-mann! Ei-ne Schachtel voll Du-ca-ten bringt der
8. Was bringst du Weihnachtsmann dem mir doch? Weihnachts-mann! „Ue-ber-laß-se du das mir doch! was du
p
f
p
1. Weihnachtsmann dem Fränzchen. Weihnachtsmann!
2. Weihnachtsmann Ma-thildchen. Weihnachtsmann!
3. Weihnachtsmann Jo-hannen. Weihnachtsmann!
4. Weihnachtsmann Ka-thrinchen. Weihnachtsmann!
5. Weihnachtsmann E-milien. Weihnachtsmann!
6. Weihnachtsmann Ma-rien. Weihnachtsmann!
7. Weihnachtsmann A-gathen. Weihnachtsmann!
8. wün-schest, bringt auch dir noch Weihnachtsmann."
f
p
sf

## 44. Der Eislauf.

Schlesische Volksweise.

Lebhaft, aber nicht zu geschwind.

1. Der See ist zu ge fro ren und hält schon fei nen
2. Da ist nicht viel zu gen: wer mit will, macht sich
3. Da sind wir aus ge zo gen zur Eis bahn el le
4. Nun ist vor bei der Win ter, vor bei ist Schnee und
mf
f
1. Mann. Die Bahn ist wie ein Spie gel und glänzt uns freund lich
2. auf. Wir gehn hin aus ins Frei e, hin aus zum Schritt schuh
3. bald, und ha ben uns am U fer die Schritt schuh' an ge
4. Eis; es sind die Bäum' im Gar ten jetzt nur von Blät then
f
mf
f

1. an. Das Wet - ter iſt ſo hel - - - ter, die Son - ne ſcheint ſo
2. lauf. Was tum - mert uns die Käl - - - te? was tum - mert uns der
3. ſchnallt. Das war ein in - ſtig Le - - - ben im hel - len Son - nen-
4. weiß. Doch auch in mei - nen Träu - - - men ruf' ich noch oft, juch-
1. hell. Wer will mit mir ins Frei - - - e wer iſt mein Mit - ge-
2. Schnee! Wir woi - len ſchritt - ſchuh - lau - - - fen wol auf dem blan - ken
3. glanz! Wir dreh - ten uns und ſchweb - - - ten, als wär's ein Rei - gen-
4. he! Kommt, laßt uns ſchritt - ſchuh - lau - - - fen wol auf dem blan - ken

1. ſitzt wer iſt mein Mit - ge - ſell?
2. See, wol auf dem blan - ken See.
3. tanz, als wär's ein Rei - gen - tanz.
4. See, wol auf dem blan - ken See!

## 45. Die Waiſe.

Klagend. Volkmeiſ.

1. Der Früh-ling keh-ret wie-der und Al-les freu-et ſich. Ich bli-cke trau-rig nie-der, er
2. Was ſoll mir ar-men Kin-de das Früh-lings Pracht und Glanz? Denn wenn ich Blu-men win-de, iſt
3. Ach! klei-ne Hand ge-lei-tet mich heim ins Va-ter-haus, und klei-ne Mut-ter herz-tot die
4. Ich ſah ſie bei-de ſcheiden, mit ih-nen ſchied mein Glück. Bei mir blieb nur das Lei-den in
5. O Him-mel, gieb mir wie-der, was dei-ne Lie-be gab — blick' ich zur Er-de nie-der, ſo
p
1. kann ja nicht für mich.
2. es zum Tod-ten-kranz.
3. Ar-me nach mir aus.
4. die-ſer Welt zu-rück.
5. ſeh' ich nur ihr Grab.

## 46. Morgenlied.

Sehr mäßig.

Melodie von J. Berthaß.

1. Die Sterne ſind er • blich • chen mit ihrem gold • nem Schein. Bald iſt die Nacht ent • wi • chen, der
2. Nach mal • tet tie • fes Schwei • gen im Thal und Hü • ber • all, auf friſch be • thau • tem Zwei • gen ſingt
3. Sie ſin • get Lob und Eh • • re dem ho • hen Herrn der Welt, der Hü • ber'm Land und Mee • re die
4. Er hat die Nacht vor • trie • ben: Ihr Kindlein, fürch • tet nichts! ſtets kommt zu ſei • nen Lie • ben der
sempre legato.
1. Mor • gen bringt her • ein.
2. nur die Nach • ti • gall.
3. Hand des Se • gens hält.
4. Va • ter al • les Lichts.
dim.

## 27. Abendlied.

Ruhig.

Melodie von H. A. P. Zuccalmaglio.

1. A - bend wird es wie - der: | ü - ber Wald und Feld | ſäu - ſelt Frie - den nie - der,
2. Nur der Bach er - gie - ßet | ſich am Fel - ſen dort, | und er brauſt und flie - ßet
3. Und kein A - bend kein got | Frie - den ihm und Ruh, | kei - ne Ge - ſe flin - get
4. So in dei - nem Stre - ben | biſt, mein Herz, auch du: | Gott nur kann die ge - ben

1. und es ruht die Welt.
2. im - mer, im - mer fort.
3. ihm ein Raſt - lied zu.
4. wah - re A - bend - ruh.

dim.

## 48. Turnerlied. (Zweistimmig.)

Allegretto.

Musik von C. G. Reißiger.

1. Rin - gen, recken, schwin - gen, wer - fen nach dem Ziel, tur - nen, tan - zen, hüp - fen ist des Tur - ners
2. Ruhn auf grü - nem Mat - ten, frei - scher Sang da - zu in des Eich - baums Schat - ten, ist des Tur - ners
3. Ganz für Deutschland le - ben, Jubelsinn in der Brust, und das Rechte - für - ben, ist des Tur - ners
p
1. Spiel, ist des Tur - ners Spiel, ist des Tur - ners Spiel.
2. Ruh, ist des Tur - ners Ruh, ist des Tur - ners Ruh.
3. Lust, ist des Tur - ners Lust, ist des Tur - ners Lust.
f
8va

## 19. Turnerlied.

Munter, aber nicht zu geſchwind.

Muſik von C. Richter.

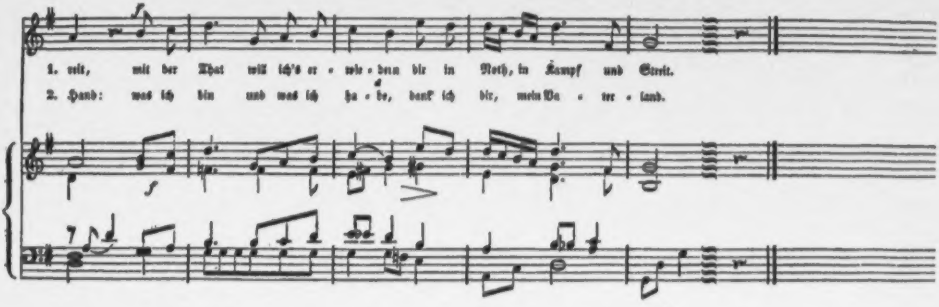
1. Der Schnee iſt zer-ron-nen, der Früh-ling iſt nah. Das Tur-nen hat be-gon-nen, und wir ſind wie-der da, das
2. Wir ha-ben uns wie-der zum Tur-nen ge-wandt. Es for-dert rüſt'-ge Glie-der von uns das Va-ter-land, es
3. Zu tüch-ti-gem Wer-ke taugt Geiſt nicht al-lein; es muß des Lei-bes Stärke da-mit ver-bun-den ſein, es
4. Die Frei-heit ver-laſ-ſe, du Wen-ſchen-ge-ſchlecht, und Muth und Hoff-nung faſ-ſe für Frei-heit, Ehr' und Recht, und
5. Und kom-men die Fein-de ins Land dann her-ein, du deut-ſche Tur-ner-ſchaft mein-de, ſo ſchlägſt du ta-pfer drein, du
1. Tur-nen hat be-gon-nen, und wir ſind wie-der da.
2. for-dert rüſt'-ge Glie-der von uns das Va-ter-land.
3. muß des Lei-bes Stärke da-mit ver-bun-den ſein.
4. Muth und Hoff-nung faſ-ſe für Frei-heit Ehr' und Recht!
5. deut-ſche Turner-ge-mein-de, ſo ſchlägſt du ta-pfer drein.
For.

## 30. Mein Vaterland.

Mäßig geſchwind.

Musik von L. Spohr.

1. Treu-e Lie-be bis zum Grab-e ſchwör' ich dir mit Herz und Hand: was ich bin und was ich
2. In der Freu-de wie im Lei-de ruf' ich's Freund' und Feind-den zu: e-wig ſind ver-eint wir
1. ha-be, dank' ich dir, mein Va-ter-land. Nicht in Wor-ten nur und Lie-dern iſt mein Herz zum Dank be-
2. bei-de, und mein Troſt, mein Glück biſt du. Treu-e Lie-be bis zum Grab-e ſchwör' ich dir mit Herz und


1. reit, mit der That will ich's er - wie - dern dir in Noth, in Kampf und Streit.
2. Hand: was ich bin und was ich ha - be, dank' ich dir, mein Va - ter - land.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

P. o. germ. 1983 o

# Sechs Lieder

für

# Schleswig-Holstein.

Bayerische Staatsbibliothek München

Von

Hoffmann von Fallersleben.

---

Zum Besten für Schleswig-Holstein.
Preis: 1 Sgr.

---

Cassel, 1864.
☞ Zu beziehen durch A. Freyschmidt.

---

☞ Kann **nachgedruckt** werden, aber **nur** zum Besten für Schleswig-Holstein.

208 a

## 1. Tod oder Sieg.

(In eigener Melodie.)

Die Losung bleibt: Tod oder Sieg!
Und Eins muß uns doch werden.
Wir kämpfen einen heil'gen Krieg
Für's Höchste hier auf Erden:
Eins nur ist's allein,
Eins nur kann es sein —
Waffen in die Hand!
Es gilt für's Vaterland,
Es gilt für Deutschlands Ehre!

Wir schwören einen hohen Eid:
Nicht eh'r die Waffen nieder,
Nicht eher Fried' und Feierzeit
Und froher Sang und Lieder,
Bis der Däne fort,
Fort in seinen Nord,
Und bis weit und breit
Recht und Gerechtigkeit
In Schleswig-Holstein waltet.

Wolan, wolan! mit uns ist Gott!
Wir wollen's muthig wagen!
Der Feind kann sich nur Schand und Spott
In diesem Streit erjagen.
Wenn mit ihm auch ist
Teufel, Trug und List —
Waffen in die Hand!
Es gilt für's Vaterland,
Es gilt für Deutschlands Ehre!

---

## 2. Zu den Waffen!

Mel. Ein Schifflein sah ich fahren,
Kapitän und Lieutenant.

Frisch auf, frisch auf! Zu den Waffen
Rufet uns das Vaterland:
Noch Einmal zum Gefechte
Für Schleswig-Holsteins Rechte!
Rüste dich! Sei zum Streit
Allezeit kampfbereit!
:: Nimm die Büchse, nimm die Büchse,
nimm die Büchse von der Wand,
Und lade, ziel' und feure! :,

Die Ehr' iſt unſer Banner
Unſer Feldgeſchrei das Recht.
Und wenn auch wir erliegen,
Das Recht muß immer ſiegen.
Rüſte dich! Sei zum Streit
Allezeit kampfbereit!
„: Nimm die Büchſe, nimm die Büchſe,
nimm die Büchſe von der Wand,
Und lade, ziel' und feure! :„

Friſch auf, friſch auf zu den Waffen!
Denn es gilt für's Vaterland.
Wir ſind mit Leib und Leben
Ihm bis zum Tod ergeben.
Rüſte dich! Sei zum Streit
Allezeit kampfbereit!
„: Nimm die Büchſe, nimm die Büchſe,
nimm die Büchſe von der Wand,
Und lade, ziel' und feure! :„

Ihr könnt ſie nicht zerhacken
Mit allem euren Schnacken,
Weil keins vom andern läßt, :,:
,: Hali halo, hali halo!
Weil keins vom andern läßt. :,

Ihr ſollt ihn nicht zerſpalten!
Der Baum ſoll ſich entfalten
Für uns zu Wehr und Schutz. :,:
Und wenn die Zweige brechen,
Soll jedes Blatt noch ſprechen
Den Danemännern Trutz, :,:
,: Hali halo, hali halo!
Den Danemännern Trutz. :,:

Trutz euch und eurem Treiben!
Wir wollen Deutſche bleiben:
Stellt ein den eitlen Krieg! :,:
Wollt ihr noch weiter kriegen,
Wir werden nicht erliegen,
Uns bleibet ſtets der Sieg, :,:
,: Hali halo, hali halo!
Uns bleibet ſtets der Sieg. :,

In Fried' und im Gefechte
Stehn wir für unſre Rechte
Wir in den Tod beseelt ..

Es bleibt wie's ſteht geſchrieben:
„De Lande ſullen bliben
Op ewich ungedeelt, :,:
,: Hali halo, hali halo!
Op ewich ungedeelt!“ :,*)

## 6. Das gute Kraut.

(1845.)

Mel. O Tannenbaum, o Tannenbaum.

O Neſſelblatt, :,:
Sei keine taube Neſſel!
Sei friſch und munter, wehre dich!
Wenn man dich ſchlägt, ſo brenn' und ſtich!
O Neſſelblatt, :,:
Sei keine taube Neſſel!

O Neſſelblatt, :,:
Du grünſt in unſern Herzen!
Du bleibeſt unſer Wappenſchild
In Freud' und Leid und wo es gilt!
O Neſſelblatt, :,:
Du grünſt in unſern Herzen!

*) Vertrag v. J. 1460.

Druck von G. Hofmann in Caſſel.

42-48, rl.

# Immanuel Kant

über die

# religiösen und politischen Fragen

der

# Gegenwart.

Darmstadt.

Druck und Verlag von Carl Wilhelm Leske.

1847.

V6

# Immanuel Kant.

Geb. 22. April 1724 zu Königsberg in Preußen, Sohn eines Sattlers. Er war seit 1755 Privatdocent in der philosophischen Facultät, 1770 — 1790 ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik. Er starb in seiner Vaterstadt 12. Februar 1804.

Immanuel Kant und seine Stellung zur Politik in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Dargestellt durch F. W. Schubert in F. v. Raumer's historischem Taschenbuche. 9. Jahrgang. (Leipzig 1838.) S. 525 — 628.

J. Kant's Werke, sorgfältig revidirte Gesammtausgabe von G. Hartenstein. 1. — 10. Band. Leipzig, Modes und Baumann. 1838. 39. 8°.

# Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht.

1784. In Kant's Werken von Hartenstein. 4. Band.

Das größte Problem für die Menschengattung, zu dessen Auflösung die Natur ihn zwingt, ist die Erreichung einer allgemein, das Recht verwaltenden, bürgerlichen Gesellschaft. Da nur in der Gesellschaft, und zwar derjenigen, die die größte Freiheit, mithin einen durchgängigen Antagonismus ihrer Glieder und doch die genaueste Bestimmung und Sicherung der Grenzen dieser Freiheit hat, damit sie mit der Freiheit Anderer bestehen könne, — da nur in ihr die höchste Absicht der Natur, nämlich die Entwickelung aller ihrer Anlagen, in der Menschheit erreicht werden kann, die Natur auch will, daß sie diesen, so wie alle Zwecke ihrer Bestimmung, sich selbst verschaffen solle; so muß eine Gesellschaft, in welcher Freiheit unter äußeren Gesetzen im größtmöglichen Grade mit unwiderstehlicher Gewalt verbunden angetroffen wird, d. i. eine vollkommen gerechte, bürgerliche Verfassung, die höchste Aufgabe der Natur für die Menschengattung sein; weil die Natur nur vermittelst der Auflösung und Vollziehung derselben ihre übrigen Absichten mit unserer Gattung erreichen kann. In diesen Zustand des Zwanges zu treten, zwingt den, sonst für ungebundene Freiheit so sehr eingenommenen Menschen die Noth; und zwar die größte unter allen, nämlich die, welche sich Menschen unter ein-

ander selbst zufügen, deren Neigungen es machen, daß sie in wilder Freiheit nicht lange neben einander bestehen können. Allein in einem solchen Gehege, als bürgerliche Vereinigung ist, thun ebendieselben Neigungen hernach die beste Wirkung; so wie Bäume in einem Walde, eben dadurch, daß ein jeder dem anderen Luft und Sonne zu benehmen sucht, einander nöthigen, beides über sich zu suchen und dadurch einen schönen, geraden Wuchs bekommen; statt daß die, welche in Freiheit und von einander abgesondert ihre Aeste nach Wohlgefallen treiben, krüppelig, schief und krumm wachsen. Alle Cultur und Kunst, welche die Menschheit ziert, die schönste gesellschaftliche Ordnung, sind Früchte der Ungeselligkeit, die durch sich selbst genöthigt wird, sich zu disciplíniren und so, durch abgedrungene Kunst, die Keime der Natur vollständig zu entwickeln. IV, 299. 300.

---

Wir sind civilisirt, bis zum Ueberlästigen, zu allerlei gesellschaftlicher Artigkeit und Anständigkeit. Aber uns für schon moralisirt zu halten, daran fehlt noch sehr viel. Denn die Idee der Moralität gehört noch zur Cultur; der Gebrauch dieser Idee aber, welcher nur auf das Sittenähnliche in der Ehrliebe und der äußeren Anständigkeit hinausläuft, macht bloß die Civilisirung aus. So lange aber Staaten alle ihre Kräfte auf ihre eiteln und gewaltsamen Erweiterungsabsichten verwenden, und so die langsame Bemühung der inneren Bildung der Denkungsart ihrer Bürger unaufhörlich hemmen, ihnen selbst auch alle Unterstützung in dieser Absicht entziehen, ist nichts von dieser Art zu erwarten; weil dazu eine lange innere Bearbeitung jedes gemeinen Wesens zur Bildung seiner Bürger erfordert wird. Alles Gute aber, das nicht auf moralisch-gute Gesinnung gepfropfet ist, ist nichts, als lauter Schein und schimmerndes Elend. IV, 304.

---

Jetzt sind die Staaten schon in einem so künstlichen Verhältnisse gegen einander, daß keiner in der inneren Cultur nachlassen kann, ohne gegen die anderen an Macht und Einfluß zu verlieren;

also ist, wo nicht der Fortschritt, dennoch die Erhaltung dieses Zwecks der Natur, selbst durch die ehrsüchtigen Absichten derselben ziemlich gesichert. Ferner: bürgerliche Freiheit kann jetzt auch nicht sehr wohl angetastet werden, ohne den Nachtheil davon in allen Gewerben, vornämlich dem Handel, dadurch aber auch die Abnahme der Kräfte des Staats im äußeren Verhältnisse zu fühlen. Diese Freiheit geht aber allmählig weiter. Wenn man den Bürger hindert, seine Wohlfahrt auf alle ihm selbst beliebige Art, die nur mit der Freiheit Anderer zusammen bestehen kann, zu suchen; so hemmt man die Lebhaftigkeit des durchgängigen Betriebes, und hiermit wiederum die Kräfte des Ganzen. Daher wird die persönliche Einschränkung in seinem Thun und Lassen immer mehr aufgehoben, die allgemeine Freiheit der Religion nachgegeben; und so entspringt allmählig, mit unterlaufendem Wahne und Grillen, Aufklärung, als ein großes Gut; welches das menschliche Geschlecht sogar von der selbstsüchtigen Vergrößerungsabsicht seiner Beherrscher ziehen muß, wenn sie nur ihren eigenen Vortheil verstehen. Diese Aufklärung aber, und mit ihr auch ein gewisser Herzensantheil, den der aufgeklärte Mensch am Guten, das er vollkommen begreift, zu nehmen nicht vermeiden kann, muß nach und nach bis zu den Thronen hinauf gehen und selbst auf ihre Regierungsgrundsätze Einfluß haben. Obgleich z. B. unsere Weltregierer zu öffentlichen Erziehungsanstalten und überhaupt zu Allem, was das Weltbeste betrifft, für jetzt kein Geld übrig haben, weil Alles auf den künftigen Krieg schon zum Voraus verrechnet ist; so werden sie doch ihren eigenen Vortheil darin finden, die obzwar schwachen und langsamen eigenen Bemühungen ihres Volkes in diesem Stücke wenigstens nicht zu hindern. Endlich: wird selbst der Krieg allmählig nicht allein ein so künstliches, im Ausgange von beiden Seiten so unsicheres, sondern auch durch die Nachwehen, die der Staat in einer immer anwachsenden Schuldenlast (einer neuen Erfindung) fühlt, deren Tilgung unabsehlich wird, ein so bedenkliches Unternehmen, dabei der Einfluß, den jede Staatserschütterung in unserem, durch seine Gewerbe so sehr verketteten Welttheil auf alle anderen Staaten thut, so merklich, daß sich diese, durch ihre eigene Gefahr gedrungen, obgleich ohne ge-

ſetzliches Anſehen, zu Schiedsrichtern anbieten, und ſo Alles von Weitem zu einem künftigen großen Staatskörper anſchicken, wovon die Vorwelt kein Beiſpiel aufzuzeigen hat. Obgleich dieſer Staatskörper für jetzt nur noch ſehr im rohen Entwurfe daſteht, ſo fängt ſich dennoch gleichſam ſchon ein Gefühl in allen Gliedern, deren jedem an der Erhaltung des Ganzen gelegen iſt, an zu regen; und dieſes gibt Hoffnung, daß nach manchen Revolutionen der Umbildung endlich das, was die Natur zur höchſten Abſicht hat, ein allgemeiner weltbürgerlicher Zuſtand, als der Schoß, worin alle urſprüngliche Anlagen der Menſchengattung entwickelt werden, dereinſt einmal zu Stande kommen werde. IV, 305—307.

## Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?

1784. In Kant's Werken von Hartenstein. 1. Band.

Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines Anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Muthes liegt, sich seiner ohne Leitung eines Anderen zu bedienen. Sapere aude! Habe Muth, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung.

Faulheit und Feigheit sind die Ursachen, warum ein so großer Theil der Menschen, nachdem sie die Natur längst von fremder Leitung frei gesprochen (naturaliter majorennes), dennoch gerne Zeitlebens unmündig bleiben; und warum es Anderen so leicht wird, sich zu deren Vormündern aufzuwerfen. Es ist so bequem, unmündig zu sein. Habe ich ein Buch, das für mich Verstand hat, einen Seelsorger, der für mich Gewissen hat, einen Arzt, der für mich die Diät beurtheilt u. s. w., so brauche ich mich ja nicht selbst zu bemühen. Ich habe nicht nöthig zu denken, wenn ich nur bezahlen kann; Andere werden das verdrießliche Geschäft schon für mich übernehmen. Daß der bei Weitem größte Theil der Menschen, (darunter das ganze schöne Geschlecht) den Schritt zur Mündigkeit, außerdem daß er beschwerlich ist, auch für sehr

gefährlich halte, dafür sorgen schon jene Vormünder, die die Oberaufsicht über sie gütigst auf sich genommen haben. Nachdem sie ihr Hausvieh zuerst dumm gemacht haben und sorgfältig verhüteten, daß diese ruhigen Geschöpfe ja keinen Schritt außer dem Gängelwagen, darin sie sie einsperrten, wagen durften, so zeigen sie ihnen nachher die Gefahr, die ihnen droht, wenn sie es versuchen, allein zu gehen. Nun ist diese Gefahr zwar eben so groß nicht, denn sie würden durch einigemal Fallen wohl endlich gehen lernen; allein ein Beispiel von der Art macht doch schüchtern und schreckt gemeiniglich von allen ferneren Versuchen ab.

Es ist also für jeden einzelnen Menschen schwer, sich aus der ihm beinahe zur Natur gewordenen Unmündigkeit herauszuarbeiten. Er hat sie sogar lieb gewonnen, und ist vor der Hand wirklich unfähig, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen, weil man ihn niemals den Versuch davon machen ließ. Satzungen und Formeln, diese mechanischen Werkzeuge eines vernünftigen Gebrauchs oder vielmehr Mißbrauchs seiner Naturgaben, sind die Fußschellen einer immerwährenden Unmündigkeit. Wer sie auch abwürfe, würde dennoch auch über den schmalsten Graben einen nur unsicheren Sprung thun, weil er zu dergleichen freier Bewegung nicht gewöhnt ist. Daher gibt es nur Wenige, denen es gelungen ist, durch eigene Bearbeitung ihres Geistes sich aus der Unmündigkeit herauszuwickeln, und dennoch einen sicheren Gang zu thun.

Daß aber ein Publikum sich selbst aufkläre, ist eher möglich; ja es ist, wenn man ihm nur Freiheit läßt, beinahe unausbleiblich. Denn da werden sich immer einige Selbstdenkende, sogar unter den eingesetzten Vormündern des großen Haufens, finden, welche, nachdem sie das Joch der Unmündigkeit selbst abgeworfen haben, den Geist einer vernünftigen Schätzung des eigenen Werths und des Berufs jedes Menschen, selbst zu denken, um sich verbreiten werden. Besonders ist hierbei: daß das Publikum, welches zuvor von ihnen unter dieses Joch gebracht worden, sie hernach selbst zwingt, darunter zu bleiben, wenn es von einigen seiner Vormünder, die selbst aller Aufklärung unfähig sind, dazu aufgewiegelt worden; so schädlich ist es, Vorurtheile zu pflanzen, weil sie sich

zuletzt an denen selbst rächen, die, oder deren Vorgänger ihre Urheber gewesen sind. Daher kann ein Publikum nur langsam zur Aufklärung gelangen. Durch eine Revolution wird vielleicht wohl ein Abfall von persönlichem Despotismus und gewinnsüchtiger oder herrschsüchtiger Bedrückung, aber niemals wahre Reform der Denkungsart zu Stande kommen; sondern neue Vorurtheile werden, ebenso wohl als die alten, zum Leitbande des gedankenlosen großen Haufens dienen.

Zu dieser Aufklärung aber wird nichts erfordert, als Freiheit; und zwar die unschädlichste unter Allem, was nur Freiheit heißen mag, nämlich die: von seiner Vernunft in allen Stücken öffentlichen Gebrauch zu machen. Nun höre ich aber von allen Seiten rufen: Räsonnirt nicht! Der Officier sagt: Räsonnirt nicht, sondern exercirt! Der Finanzrath: Räsonnirt nicht, sondern bezahlt! Der Geistliche: Räsonnirt nicht, sondern glaubt! (Nur ein einziger Herr in der Welt sagt: Räsonnirt, so viel ihr wollt; und worüber ihr wollt, aber gehorcht!) Hier ist überall Einschränkung der Freiheit. Welche Einschränkung aber ist der Aufklärung hinderlich? welche nicht, sondern ihr wohl gar beförderlich? — Ich antworte: Der öffentliche Gebrauch seiner Vernunft muß jederzeit frei sein, und der allein kann Aufklärung unter Menschen zu Stande bringen; der Privatgebrauch derselben aber darf öfters sehr enge eingeschränkt sein, ohne doch darum den Fortschritt der Aufklärung sonderlich zu hindern. Ich verstehe aber unter dem öffentlichen Gebrauche seiner eigenen Vernunft denjenigen, den Jemand als Gelehrter von ihr vor dem ganzen Publikum der Leserwelt macht. Den Privatgebrauch nenne ich denjenigen, den er in einem gewissen ihm anvertrauten bürgerlichen Posten oder Amte von seiner Vernunft machen darf. Nun ist zu manchen Geschäften, die in das Interesse des gemeinen Wesens laufen, ein gewisser Mechanismus nothwendig, vermittelst dessen einige Glieder des gemeinen Wesens sich bloß passiv verhalten müssen, um durch eine künstliche Einhelligkeit von der Regierung zu öffentlichen Zwecken gerichtet, oder wenigstens von der Zerstörung dieser Zwecke abgehalten zu werden. Hier ist es nun freilich nicht erlaubt, zu räsonniren; sondern man muß gehorchen. So fern sich aber dieser

Theil der Maschine zugleich als Glied eines ganzen gemeinen Wesens, ja sogar der Weltbürgergesellschaft ansieht, mithin in der Qualität eines Gelehrten, der sich an ein Publikum im eigentlichen Verstande durch Schriften wendet, kann er allerdings räsonniren, ohne daß dadurch die Geschäfte leiden, zu denen er zum Theile als passives Glied angesetzt ist. So würde es sehr verderblich sein, wenn ein Officier, dem von seinem Obern etwas anbefohlen wird, im Dienste über die Zweckmäßigkeit oder Nützlichkeit dieses Befehls laut vernünfteln wollte; er muß gehorchen. Es kann ihm aber billigermaßen nicht verwehrt werden, als Gelehrter über die Fehler im Kriegsdienste Anmerkungen zu machen, und diese seinem Publikum zur Beurtheilung vorzulegen. Der Bürger kann sich nicht weigern, die ihm auferlegten Abgaben zu leisten; sogar kann ein vorwitziger Tadel solcher Auflagen, wenn sie von ihm geleistet werden sollen, als ein Scandal (das allgemeine Widersetzlichkeiten veranlassen könnte) bestraft werden. Ebenderselbe handelt demohnerachtet der Pflicht eines Bürgers nicht entgegen, wenn er als Gelehrter wider die Unschicklichkeit oder auch Ungerechtigkeit solcher Ausschreibungen öffentlich seine Gedanken äußert. Eben so ist ein Geistlicher verbunden, seinen Katechismusschülern und seiner Gemeinde nach dem Symbol der Kirche, der er dient, seinen Vortrag zu thun; denn er ist auf diese Bedingung angenommen worden. Aber als Gelehrter hat er volle Freiheit, ja sogar den Beruf dazu, alle seine sorgfältig geprüften und wohlmeinenden Gedanken über das Fehlerhafte in jenem Symbol, und Vorschläge wegen besserer Einrichtung des Religions- und Kirchenwesens dem Publikum mitzutheilen. Es ist hierbei auch nichts, was dem Gewissen zur Last gelegt werden könnte. Denn was er zu Folge seines Amtes, als Geschäftsträger der Kirche, lehrt, das stellt er als etwas vor, in Ansehung dessen er nicht freie Gewalt hat, nach eigenem Gutdünken zu lehren, sondern das er nach Vorschrift und im Namen eines Anderen vorzutragen angestellt ist. Er wird sagen: unsere Kirche lehrt dieses oder jenes; das sind die Beweisgründe, deren sie sich bedient. Er zieht alsdann allen praktischen Nutzen für seine Gemeinde aus Satzungen, die er selbst nicht mit voller Ueberzeugung unterschreiben würde, zu deren Vortrag er sich gleichwohl anheischig

machen kann, weil es doch nicht ganz unmöglich ist, daß darin Wahrheit verborgen läge, auf alle Fälle aber wenigstens doch nichts der inneren Religion Widersprechendes darin angetroffen wird. Denn glaubte er, das Letztere darin zu finden, so würde er sein Amt mit Gewissen nicht verwalten können; er müßte es niederlegen. Der Gebrauch also, den ein angestellter Lehrer von seiner Vernunft vor seiner Gemeinde macht, ist bloß ein Privatgebrauch; weil diese immer nur eine häusliche, obzwar noch so große Versammlung ist; und in Ansehung dessen ist er als Priester nicht frei, und darf es auch nicht sein, weil er einen fremden Auftrag ausrichtet. Dagegen als Gelehrter, der durch seine Schriften zum eigentlichen Publikum, nämlich der Welt, spricht, mithin der Geistliche im öffentlichen Gebrauche seiner Vernunft, genießt einer uneingeschränkten Freiheit, sich seiner eigenen Vernunft zu bedienen und in seiner eigenen Person zu sprechen. Denn daß die Vormünder des Volks (in geistlichen Dingen) selbst wieder unmündig sein sollen, ist eine Ungereimtheit, die auf Verewigung der Ungereimtheiten hinausläuft.

Aber sollte nicht eine Gesellschaft von Geistlichen, etwa eine Kirchenversammlung, oder eine ehrwürdige Classis (wie sie sich unter den Holländern selbst nennt) berechtigt sein, sich eidlich auf ein gewisses unveränderliches Symbol zu verpflichten, um so eine unaufhörliche Obervormundschaft über jedes ihrer Glieder, und vermittelst ihrer über das Volk zu führen, und diese sogar zu verewigen? Ich sage: das ist ganz unmöglich. Ein solcher Contract, der auf immer alle weitere Aufklärung vom Menschengeschlechte abzuhalten geschlossen würde, ist schlechterdings null und nichtig; und sollte er auch durch die oberste Gewalt, durch Reichstäge und die feierlichsten Friedensschlüsse bestätigt sein. Ein Zeitalter kann sich nicht verbünden und darauf verschwören, das folgende in einen Zustand zu setzen, darin es ihm unmöglich werden muß, seine (vornehmlich so sehr angelegentliche) Erkenntnisse zu erweitern, von Irrthümern zu reinigen, und überhaupt in der Aufklärung weiter zu schreiten. Das wäre ein Verbrechen wider die menschliche Natur, deren ursprüngliche Bestimmung gerade in diesem Fortschreiten besteht; und die Nachkommen sind also vollkommen dazu

berechtigt, jene Beschlüsse, als unbefugter und frevelhafter Weise genommen, zu verwerfen. Der Probirstein Alles dessen, was über ein Volk als Gesetz beschlossen werden kann, liegt in der Frage: ob ein Volk sich selbst wohl ein solches Gesetz auferlegen könnte? Nun wäre dieses wohl, gleichsam in der Erwartung eines besseren, auf eine bestimmte kurze Zeit möglich, um eine gewisse Ordnung einzuführen, indem man es zugleich jedem Bürger, vornehmlich dem Geistlichen frei ließe, in der Qualität eines Gelehrten öffentlich, d. i. durch Schriften, über das Fehlerhafte der dermaligen Einrichtung seine Anmerkungen zu machen, indessen die eingeführte Ordnung noch immer fortdauerte, bis die Einsicht in die Beschaffenheit dieser Sachen öffentlich so weit gekommen und bewährt worden, daß sie durch Vereinigung ihrer Stimmen (wenn gleich nicht aller), einen Vorschlag vor den Thron bringen könnte, um diejenigen Gemeinden in Schutz zu nehmen, die sich etwa nach ihren Begriffen der besseren Einsicht zu einer veränderten Religionseinrichtung geeinigt hätten, ohne doch diejenigen zu hindern, die es beim Alten wollten bewenden lassen. Aber auf eine beharrliche, von Niemanden öffentlich zu bezweifelnde Religionsverfassung, auch nur binnen der Lebensdauer eines Menschen sich zu einigen, und dadurch einen Zeitraum in dem Fortgange der Menschheit zur Verbesserung gleichsam zu vernichten und fruchtlos, dadurch aber wohl gar der Nachkommenschaft nachtheilig zu machen, ist schlechterdings unerlaubt. Ein Mensch kann zwar für seine Person, und auch alsdann nur auf einige Zeit in dem, was ihm zu wissen obliegt, die Aufklärung aufschieben; aber auf sie Verzicht zu thun, es sei für seine Person, mehr aber noch für die Nachkommenschaft, heißt, die heiligen Rechte der Menschheit verletzen und mit Füßen treten. Was aber nicht einmal ein Volk über sich selbst beschließen darf, das darf noch weniger ein Monarch über das Volk beschließen; denn sein gesetzgebendes Ansehen beruht eben darauf, daß er den gesammten Volkswillen in dem seinigen vereinigt. Wenn er nur darauf sieht, daß alle wahre oder vermeinte Verbesserung mit der bürgerlichen Ordnung zusammenbestehe; so kann er seine Unterthanen übrigens nur selbst machen lassen, was sie um ihres Seelenheils willen zu thun nöthig finden; das geht ihn nichts an,

wohl aber zu verhüten, daß nicht einer den Anderen gewaltthätig hindere, an der Bestimmung und Beförderung desselben nach allem seinem Vermögen zu arbeiten. Es thäte selbst seiner Majestät Abbruch, wenn er sich hierein mischt, indem er die Schriften, wodurch seine Unterthanen ihre Einsichten ins Reine zu bringen suchen, seiner Regierungsaufsicht würdigt, sowohl wenn er dieses aus eigener höchster Ansicht thut, wo er sich dem Vorwurfe aussetzt: **Caesar non est supra Grammaticos**, als auch noch weit mehr, wenn er seine oberste Gewalt so weit erniedrigt, den geistlichen Despotismus einiger Tyrannen in seinem Staate gegen seine übrigen Unterthanen zu unterstützen.

Wenn denn nun gefragt wird: Leben wir jetzt in einem aufgeklärten Zeitalter? so ist die Antwort: Nein, aber wohl in einem Zeitalter der Aufklärung. Daß die Menschen, wie die Sachen jetzt stehen, im Ganzen genommen, schon im Stande wären, oder darein auch nur gesetzt werden könnten, in Religionsdingen sich ihres eigenen Verstandes ohne Leitung eines Anderen sicher und gut zu bedienen, daran fehlt noch sehr viel. Allein, daß jetzt ihnen doch das Feld geöffnet wird, sich dahin frei zu bearbeiten, und die Hindernisse der allgemeinen Aufklärung, oder des Ausgangs aus ihrer selbstverschuldeten Unmündigkeit allmählig weniger werden, davon haben wir doch deutliche Anzeigen. In diesem Betracht ist dieses Zeitalter das Zeitalter der Aufklärung, oder das Jahrhundert Friedrichs.

Ein Fürst, der es seiner nicht unwürdig findet, zu sagen, daß er es für Pflicht halte, in Religionsdingen den Menschen nichts vorzuschreiben, sondern ihnen darin volle Freiheit zu lassen, der also selbst den hochmüthigen Namen der Toleranz von sich ablehnt, ist selbst aufgeklärt und verdient, von der dankbaren Welt und Nachwelt als derjenige gepriesen zu werden, der zuerst das menschliche Geschlecht der Unmündigkeit, wenigstens von Seiten der Regierung, entschlug, und Jedem frei ließ, sich in Allem, was Gewissensangelegenheit ist, seiner eigenen Vernunft zu bedienen. Unter ihm dürfen verehrungswürdige Geistliche, unbeschadet ihrer Amtspflicht, ihre vom angenommenen Symbol hier oder da abweichenden Urtheile und Einsichten, in der Qualität der Gelehrten

frei und öffentlich der Welt zur Prüfung darlegen; noch mehr aber jeder Andere, der durch keine Amtspflicht eingeschränkt ist. Dieser Geist der Freiheit breitet sich auch außerhalb aus, selbst da, wo er mit äußeren Hindernissen einer sich selbst mißverstehenden Regierung zu ringen hat. Denn es leuchtet dieser doch ein Beispiel vor, daß bei Freiheit für die öffentliche Ruhe und Einigkeit des gemeinen Wesens nicht das Mindeste zu besorgen sei. Die Menschen arbeiten sich von selbst nach und nach aus der Rohheit heraus, wenn man nur nicht absichtlich künstelt, um sie darin zu erhalten.

Ich habe den Hauptpunkt der Aufklärung, die des Ausgangs der Menschen aus ihrer selbstverschuldeten Unmündigkeit, vorzüglich in Religionssachen gesetzt; weil in Ansehung der Künste und Wissenschaften unsere Beherrscher kein Interesse haben, den Vormund über ihre Unterthanen zu spielen, überdem auch jene Unmündigkeit, so wie die schädlichste, also auch die entehrendste unter allen ist. Aber die Denkungsart eines Staatsoberhaupts, der die erstere begünstigt, geht noch weiter, und sieht ein: daß selbst in Ansehung seiner Gesetzgebung es ohne Gefahr sei, seinen Unterthanen zu erlauben, von ihrer eigenen Vernunft öffentlichen Gebrauch zu machen, und ihre Gedanken über eine bessere Abfassung derselben, sogar mit einer freimüthigen Kritik der schon gegebenen, der Welt öffentlich vorzulegen; davon wir ein glänzendes Beispiel haben, wodurch noch kein Monarch demjenigen vorging, welchen wir verehren.

Aber auch nur derjenige, der, selbst aufgeklärt, sich nicht vor Schatten fürchtet, zugleich aber ein wohl disciplinirtes, zahlreiches Heer zum Bürgen der öffentlichen Ruhe zur Hand hat, — kann das sagen, was ein Freistaat nicht wagen darf: Räsonnirt, so viel ihr wollt, und worüber ihr wollt; nur gehorcht! So zeigt sich hier ein befremdlicher, nicht erwarteter Gang menschlicher Dinge; so wie auch sonst, wenn man ihn im Großen betrachtet, darin fast Alles paradox ist. Ein größerer Grad bürgerlicher Freiheit scheint der Freiheit des Geistes des Volks vortheilhaft, und setzt ihr doch unübersteigliche Schranken; ein Grad weniger von jener verschafft hingegen diesem Raum, sich nach

allem seinem Vermögen auszubreiten. Wenn denn die Natur unter dieser harten Hülle den Keim, für den sie am zärtlichsten sorgt, nämlich den Hang und Beruf zum freien Denken, ausgewickelt hat; so wirkt dieser allmählig zurück auf die Sinnesart des Volks (wodurch dies der Freiheit zu handeln nach und nach fähiger wird), und endlich auch sogar auf die Grundsätze der Regierung, die es ihr selbst zuträglich findet, den Menschen, der nun mehr, als Maschine ist, seiner Würde gemäß zu behandeln. I. 111 — 118.

# Was heißt: sich im Denken orientiren?

1786. In Kant's Werken von Hartenstein. 1. Band.

Männer von Geistesfähigkeiten und von erweiterten Gesinnungen! Ich verehre Eure Talente und liebe Euer Menschengefühl. Aber habt Ihr auch wohl überlegt, was Ihr thut, und wo es mit Eueren Angriffen auf die Vernunft hinaus will? Ohne Zweifel wollt Ihr, daß Freiheit zu denken ungekränkt erhalten werde; denn ohne diese würde es selbst mit Eueren freien Schwüngen des Genies bald ein Ende haben. Wir wollen sehen, was aus dieser Denkfreiheit natürlicher Weise werden müsse, wenn ein solches Verfahren, als Ihr beginnt, überhand nimmt.

Der Freiheit zu denken ist erstlich der bürgerliche Zwang entgegengesetzt. Zwar sagt man: die Freiheit zu sprechen, oder zu schreiben, könne uns zwar durch obere Gewalt, aber die Freiheit zu denken durch sie gar nicht genommen werden. Allein wie viel und mit welcher Richtigkeit würden wir wohl denken, wenn wir nicht gleichsam in Gemeinschaft mit Anderen, denen wir unsere, und die uns ihre Gedanken mittheilen, dächten! Also kann man wohl sagen, daß diejenige äußere Gewalt, welche die Freiheit, seine Gedanken öffentlich mitzutheilen, den Menschen entreißt, ihnen auch die Freiheit zu denken nehme; das einzige Kleinod, das uns bei allen bürgerlichen Lasten noch übrig bleibt, und wodurch allein wider alle Uebel dieses Zustandes noch Rath geschafft werden kann.

Zweitens wird die Freiheit zu denken auch in der Bedeutung genommen, daß ihr der Gewissenszwang entgegengesetzt

ist; wo ohne alle äußere Gewalt in Sachen der Religion sich Bürger über andere zu Vormündern aufwerfen, und, statt Argument, durch vorgeschriebene, mit ängstlicher Furcht vor der Gefahr einer eigenen Untersuchung begleitete Glaubensformeln, alle Prüfung der Vernunft durch frühen Eindruck auf die Gemüther zu verbannen wissen.

Drittens bedeutet auch Freiheit im Denken die Unterwerfung der Vernunft unter keine andere Gesetze, als die sie sich selbst gibt; und ihr Gegentheil ist die Maxime eines gesetzlosen Gebrauchs der Vernunft (um dadurch, wie das Genie wähnt, weiter zu sehen, als unter der Einschränkung durch Gesetze). Die Folge davon ist natürlicher Weise diese: daß, wenn die Vernunft dem Gesetze nicht unterworfen sein will, das sie sich selbst gibt, sie sich unter das Joch der Gesetze beugen muß, die ihr ein Anderer gibt; denn ohne irgend ein Gesetz kann gar nichts, selbst nicht der größte Unsinn, sein Spiel lange treiben. Also ist die unvermeidliche Folge der erklärten Gesetzlosigkeit im Denken (einer Befreiung von den Einschränkungen durch die Vernunft) diese: daß Freiheit zu denken zuletzt dadurch eingebüßt, und, weil nicht etwa Unglück, sondern wahrer Uebermuth daran Schuld ist, im eigentlichen Sinne des Worts verscherzt wird.

Der Gang der Dinge ist ungefähr dieser. Zuerst gefällt sich das Genie sehr in seinem kühnen Schwunge, da es den Faden, woran es sonst die Vernunft lenkte, abgestreift hat. Es bezaubert bald auch Andere durch Machtsprüche und große Erwartungen, und scheint sich selbst nunmehr auf einen Thron gesetzt zu haben, den langsame, schwerfällige Vernunft so schlecht zierte; wobei es gleichwohl immer die Sprache derselben führt. Die alsdann angenommene Maxime der Ungültigkeit einer zu oberst gesetzgebenden Vernunft nennen wir gemeine Menschen Schwärmerei; jene Günstlinge der gütigen Natur aber Erleuchtung. Weil indessen bald eine Sprachverwirrung unter diesen selbst entspringen muß, indem, da Vernunft allein für Jedermann gültig gebieten kann, jetzt Jeder seiner Eingebung folgt; so müssen zuletzt aus inneren Eingebungen durch Zeugnisse äußere bewährte Facta, aus Traditionen, die anfänglich selbst gewählt waren, mit der Zeit aufgedrungene

Urkunden, mit einem Worte, die gänzliche Unterwerfung der Vernunft unter Facta, d. i. Aberglaube entspringen, weil dieser sich doch wenigstens in eine gesetzliche Form, und dadurch in einen Ruhestand bringen läßt.

Weil gleichwohl die menschliche Vernunft immer noch nach Freiheit strebt, so muß, wenn sie einmal die Fesseln zerbricht, ihr erster Gebrauch einer lange entwöhnten Freiheit in Mißbrauch und vermessenes Zutrauen auf Unabhängkeit ihres Vermögens von aller Einschränkung ausarten, in eine Ueberredung von der Alleinherrschaft der speculativen Vernunft, die nichts annimmt, als was sich durch objective Gründe und dogmatische Ueberzeugung rechtfertigen kann, alles Andere aber kühn wegleugnet. Die Maxime der Unabhängigkeit der Vernunft von ihrem eigenen Bedürfniß (Verzichtthuung auf Vernunftglauben) heißt nun Unglaube; nicht ein historischer, denn den kann man sich gar nicht als vorsätzlich, mithin auch nicht als zurechnungsfähig denken (weil jeder einem Factum, welches nun hinreichend bewährt ist, ebenso gut, als einer mathematischen Demonstration glauben muß, er mag wollen oder nicht); sondern ein Vernunftglaube, ein mißlicher Zustand des menschlichen Gemüths, der den moralischen Gesetzen zuerst alle Kraft der Triebfedern auf das Herz mit der Zeit sogar ihnen alle Auctorität benimmt und die Denkungsart veranlaßt, die man Freigeisterei nennt, d. i. den Grundsatz, gar keine Pflicht mehr zu erkennen. Hier mengt sich nun die Obrigkeit ins Spiel, damit nicht selbst bürgerliche Angelegenheiten in die größte Unordnung kommen; und da das behendeste und doch nachdrücklichste Mittel ihr gerade das beste ist, so hebt sie die Freiheit zu denken gar auf, und unterwirft dieses, gleich anderen Gewerben, den Landesverordnungen. Und so zerstört Freiheit im Denken, wenn sie sogar unabhängig von Gesetzen der Vernunft verfahren will, endlich sich selbst.

Freunde des Menschengeschlechts und dessen, was ihm am heiligsten ist! Nehmt an, was Euch nach sorgfältiger und aufrichtiger Prüfung am glaubwürdigsten scheint, es mögen nun Facta, es mögen Vernunftgründe sein; nur streitet der Vernunft nicht das, was sie zum höchsten Gut auf Erden macht, nämlich das

Vorrecht ab, der letzte Probirstein der Wahrheit zu sein. Widrigenfalls werdet Ihr, dieser Freiheit unwürdig, sie auch sicherlich einbüßen, und dieses Unglück noch dazu dem übrigen schuldlosen Theile über den Hals ziehen, der sonst wohl gesinnt gewesen wäre, sich seiner Freiheit gesetzmäßig und dadurch auch zweckmäßig zum Weltbesten zu bedienen. I. 133—136.

## Vom Verhältniß der Theorie zur Praxis im Staatsrecht. (Gegen Hobbes.)

1793. In Kant's Werken von Hartenstein. 5. Band.

Eine Regierung, die auf dem Princip des Wohlwollens gegen das Volk als eines Vaters gegen seine Kinder errichtet wäre, d. i. eine väterliche Regierung (imperium paternale), wo also die Unterthanen als unmündige Kinder, die nicht unterscheiden können, was ihnen wahrhaftig nützlich oder schädlich ist, sich bloß passiv zu verhalten genöthigt sind, um, wie sie glücklich sein sollen, bloß von dem Urtheile des Staatsoberhauptes, und, daß dieser es auch wolle, bloß von seiner Gütigkeit zu erwarten, ist der größte denkbare Despotismus (Verfassung, die alle Freiheit der Unterthanen, die alsdann gar keine Rechte haben, aufhebt). Nicht eine väterliche, sondern eine vaterländische Regierung (imperium, non paternale, sed patrioticum) ist diejenige, welche allein für Menschen, die der Rechte fähig sind, zugleich in Beziehung auf das Wohlwollen des Beherrschers gedacht werden kann. Patriotisch ist nämlich die Denkungsart, da ein Jeder im Staat (das Oberhaupt desselben nicht ausgenommen), das gemeine Wesen als den mütterlichen Schoß, oder das Land als den väterlichen Boden, aus und auf dem er selbst entsprungen und welchen er auch so als ein theures Unterpfand hinterlassen muß, betrachtet, nur um die Rechte desselben durch Gesetze des gemeinsamen Willens zu schützen, nicht aber es seinem unbedingten Belieben zum Gebrauch zu unterwerfen, sich für befugt hält. V. 384.

Der nicht-widerſpenſtige Unterthan muß annehmen können, ſein Oberherr wolle ihm nicht Unrecht thun. Mithin, da jeder Menſch doch ſeine unverlierbaren Rechte hat, die er nicht einmal aufgeben kann, wenn er auch wollte, und über die er ſelbſt zu urtheilen befugt iſt, das Unrecht aber, welches ihm ſeiner Meinung nach widerfährt, nach jener Vorausſetzung nur aus Irrthum oder Unkunde gewiſſer Folgen aus Geſetzen der oberſten Macht geſchieht; ſo muß dem Staatsbürger, und zwar mit Vergünſtigung des Oberherrn ſelbſt, die Befugniß zuſtehen, ſeine Meinung über das, was von den Verfügungen deſſelben ihm ein Unrecht gegen das gemeine Weſen zu ſein ſcheint, öffentlich bekannt zu machen. Denn, daß das Oberhaupt nicht auch einmal irren, oder einer Sache unkundig ſein könne, anzunehmen, würde ihn als mit himmliſchen Eingebungen begnadigt und über die Menſchheit erhaben vorſtellen. Alſo iſt die Freiheit der Feder, — in den Schranken der Hochachtung und Liebe für die Verfaſſung, worin man lebt, durch die liberale Denkungsart der Unterthanen, die jene noch dazu ſelbſt einflößt, gehalten (und dahin beſchränken ſich auch die Federn einander von ſelbſt, damit ſie nicht ihre Freiheit verlieren) — das einzige Palladium der Volksrechte. Denn dieſe Freiheit ihm auch abſprechen zu wollen, iſt nicht allein ſo viel, als ihm allen Anſpruch auf Recht in Anſehung des oberſten Befehlshabers (nach Hobbes) nehmen, ſondern auch dem Letzteren, deſſen Wille bloß dadurch, daß er den allgemeinen Volkswillen repräſentirt, Unterthanen als Bürgern Befehle gibt, alle Kenntniß von dem entziehen, was, wenn er es wüßte, er ſelbſt abändern würde, und ihn mit ſich ſelbſt in Widerſpruch ſetzen. Dem Oberhaupte aber Beſorgniß einzuflößen, daß durch Selbſt- und Lautdenken Unruhen im Staate erregt werden dürften, heißt ſo viel, als ihm Mißtrauen gegen ſeine eigne Macht, oder auch Haß gegen ſein Volk erwecken.

Das allgemeine Princip aber, wonach ein Volk ſeine Rechte negativ, d. i. bloß zu beurtheilen hat, was von der höchſten Geſetzgebung als mit ihrem beſten Willen nicht verordnet anzuſehen ſein möchte, iſt in dem Satz enthalten: Was ein Volk

über ſich ſelbſt nicht beſchließen kann, das kann der Geſetzgeber auch nicht über das Volk beſchließen.

Wenn alſo z. B. die Frage iſt: ob ein Geſetz, das eine gewiſſe einmal angeordnete kirchliche Verfaſſung für beſtändig fortdauernd anbeföhle, als von dem eigentlichen Willen des Geſetzgebers (ſeiner Abſicht) ausgehend angeſehen werden könne? ſo frage man ſich zuerſt: ob ein Volk es ſich zum Geſetz machen dürfe, daß gewiſſe, einmal angenommene Glaubensſätze und Formen der äußeren Religion für immer bleiben ſollen; alſo ob es ſich ſelbſt in ſeiner Nachkommenſchaft hindern dürfe, in Religionseinſichten weiter fortzuſchreiten oder etwaige alte Irrthümer abzuändern? Da wird nun klar, daß ein urſprünglicher Contract des Volks, welcher dieſes zum Geſetze machte, an ſich ſelbſt null und nichtig ſein würde; weil er wider die Beſtimmung und Zwecke der Menſchheit ſtreitet; mithin ein darnach gegebenes Geſetz nicht als der eigentliche Wille des Monarchen, dem alſo Gegenvorſtellungen gemacht werden können, anzuſehen iſt. — In allen Fällen aber, wenn etwas gleichwohl doch von der oberſten Geſetzgebung ſo verfügt wäre, können zwar allgemeine und öffentliche Urtheile darüber gefällt, nie aber wörtlicher oder thätlicher Widerſtand dagegen aufgeboten werden.

Es muß in einem jeden gemeinen Weſen ein Gehorſam unter dem Mechanismus der Staatsverfaſſung nach Zwangsgeſetzen (die auf's Ganze gehen), aber zugleich ein Geiſt der Freiheit ſein, da Jeder in dem, was allgemeine Menſchenpflicht betrifft, durch Vernunft überzeugt zu ſein verlangt, daß dieſer Zwang rechtmäßig ſei, damit er nicht mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gerathe. Der erſtere ohne den letzteren iſt die veranlaſſende Urſache aller geheimen Geſellſchaften. Denn es iſt ein Naturberuf der Menſchheit, ſich vornehmlich in dem, was den Menſchen überhaupt angeht, einander mitzutheilen; jene Geſellſchaften alſo würden wegfallen, wenn dieſe Freiheit begünſtigt wird. Und wodurch anders können auch der Regierung die Kenntniſſe kommen, die ihre eigene weſentliche Abſicht befördern, als daß ſie den in ſeinem Urſprung und in ſeinen Wirkungen ſo achtungswürdigen Geiſt der Freiheit ſich äußern läßt? V. 399 — 401.

## Zum ewigen Frieden. Ein philoſophiſcher Entwurf.

1795. In Kant's Werken von Hartenſtein. 5. Band.

„Es ſoll kein für ſich beſtehender Staat (klein oder groß, das gilt hier gleichviel) von einem anderen Staate durch Erbung, Tauſch, Kauf oder Schenkung erworben werden können."

Ein Staat iſt nämlich nicht (wie etwa der Boden, auf dem er ſeinen Sitz hat) eine Habe (patrimonium). Er iſt eine Geſellſchaft von Menſchen, über die Niemand anders, als er ſelbſt zu gebieten und zu disponiren hat. Ihn aber, der ſelbſt als Stamm ſeine eigene Wurzel hatte, als Pfropfreis einem anderen Staate einzuverleiben, heißt ſeine Exiſtenz, als einer moraliſchen Perſon, aufheben und aus der letzteren eine Sache machen, und widerſpricht alſo der Idee des urſprünglichen Vertrags, ohne die ſich kein Recht über ein Volk denken läßt.

In welche Gefahr das Vorurtheil dieſer Erwerbungsart Europa, denn die anderen Welttheile haben nie davon gewußt, in unſeren bis auf die neueſten Zeiten — gebracht habe, daß ſich nämlich auch Staaten einander heirathen könnten, iſt Jedermann bekannt, theils als eine neue Art von Induſtrie, ſich auch ohne Aufwand von Kräften durch Familienbündniſſe übermächtig zu machen, theils auch auf ſolche Art den Länderbeſitz zu erweitern. — Auch die Verdingung der Truppen eines Staates an einen anderen, gegen einen nicht gemeinſchaftlichen Feind, iſt dahin zu zählen; denn die Unterthanen werden dabei als nach Belieben zu handhabende Sachen gebraucht und verbraucht. V. 415.

„Stehende Heere (miles perpetuus) ſollen mit der Zeit ganz aufhören.“

Denn ſie bedrohen andere Staaten unaufhörlich mit Krieg, durch die Bereitſchaft, immer dazu gerüſtet zu erſcheinen; reizen dieſe an, ſich einander in Menge der Gerüſteten, die keine Grenzen kennt, zu übertreffen, und indem durch die darauf verwandten Koſten der Friede endlich noch drückender wird, als ein kurzer Krieg, ſo ſind ſie ſelbſt Urſache von Angriffskriegen, um dieſe Laſt loszuwerden; wozu kommt, daß zum Tödten oder getödtet zu werden in Sold genommen zu ſein, einen Gebrauch von Menſchen als bloßen Maſchinen und Werkzeugen in der Hand eines Anderen (des Staats) zu enthalten ſcheint, der ſich nicht wohl mit dem Rechte der Menſchheit in unſerer eigenen Perſon vereinigen läßt. Ganz anders iſt es mit der freiwilligen, periodiſch vorgenommenen Uebung der Staatsbürger in Waffen bewandt, ſich und ihr Vaterland dadurch gegen Angriffe von außen zu ſichern. V. 415, 416.

„Die bürgerliche Verfaſſung in jedem Staate ſoll republicaniſch ſein.“

Die erſtlich nach Principien der Freiheit der Glieder einer Geſellſchaft (als Menſchen); zweitens nach Grundſätzen der Abhängigkeit Aller von einer einzigen gemeinſamen Geſetzgebung (als Unterthanen); und drittens, die nach dem Geſetz der Gleichheit derſelben (als Staatsbürger) geſtiftete Verfaſſung, — die einzige, welche aus der Idee des urſprünglichen Vertrags hervorgeht, auf der alle rechtliche Geſetzgebung eines Volks gegründet ſein muß, — iſt die republicaniſche. Dieſe iſt alſo, was das Recht betrifft, an ſich ſelbſt diejenige, welche allen Arten der bürgerlichen Conſtitution urſprünglich zum Grunde liegt; und nun iſt nur die Frage: ob ſie auch die einzige iſt, die zum ewigen Frieden hinführen kann?

Nun hat aber die republicaniſche Verfaſſung, außer der Lauterkeit ihres Urſprungs, aus dem reinen Quell des Rechtsbegriffs entſprungen zu ſein, noch die Ausſicht in die gewünſchte Folge, nämlich den ewigen Frieden; wovon der Grund dieſer iſt. — Wenn (wie es in dieſer Verfaſſung nicht anders ſein kann) die Beiſtimmung der Staatsbürger dazu erfordert wird, um zu beſchließen,

„ob Krieg sein solle, oder nicht," so ist nichts natürlicher, als daß, da sie alle Drangsale des Krieges über sich selbst beschließen müßten (als da sind: selbst zu fechten; die Kosten des Kriegs aus ihrer eigenen Habe herzugeben; die Verwüstung, die er hinter sich läßt, kümmerlich zu verbessern; zum Uebermaße des Uebels endlich noch eine, den Frieden selbst verbitternde, nie (wegen nachher immer neuer Kriege) zu tilgende Schuldenlast selbst zu übernehmen), sie sich sehr bedenken werden, ein so schlimmes Spiel anzufangen: da hingegegen in einer Verfassung, wo der Unterthan nicht Staatsbürger, die also nicht republicanisch ist, es die unbedenklichste Sache von der Welt ist, weil das Oberhaupt nicht Staatsgenosse, sondern Staatseigenthümer ist, an seinen Tafeln, Jagden, Lustschlössern, Hoffesten u. dgl. durch den Krieg nicht das Mindeste einbüßt, diesen also wie eine Art von Lustpartie aus unbedeutenden Ursachen beschließen, und der Anständigkeit wegen dem dazu allezeit fertigen diplomatischen Corps die Rechtfertigung desselben gleichgültig überlassen kann. V. 422 — 424.

---

Rechtliche (mithin äußere) Freiheit kann nicht, wie man wohl zu thun pflegt, durch die Befugniß definirt werden: „Alles zu thun, was man will, wenn man nur Keinem Unrecht thut." — — Vielmehr ist meine äußere (rechtliche) Freiheit so zu erklären: sie ist die Befugniß, keinen äußeren Gesetzen zu gehorchen, als zu denen ich meine Beistimmung habe geben können. — Ebenso ist äußere (rechtliche) Gleichheit in einem Staate dasjenige Verhältniß der Staatsbürger, nach welchem keiner den anderen wozu rechtlich verbinden kann, ohne daß er sich zugleich dem Gesetz unterwirft, von diesem wechselseitig auf dieselbe Art auch verbunden werden zu können. V. 422. 423.

---

Was aber das Recht der Gleichheit aller Staatsbürger, als Unterthanen betrifft, so kommt es in Beantwortung der Frage von der Zulässigkeit des Erbadels allein darauf an: „ob der vom Staate zugestandene Rang (eines Unterthans vor dem andern)

vor dem Verdienſt, oder dieſes vor jenem vorhergehen müſſe.“ Nun iſt offenbar: daß, wenn der Rang mit der Geburt verbunden wird, es ganz ungewiß iſt, ob das Verdienſt (Amtsgeſchicklichkeit und Amtstreue) auch folgen werde; mithin iſt es ebenſoviel, als ob er ohne alles Verdienſt dem Begünſtigten zugeſtanden würde (Befehlshaber zu ſein); welches der allgemeine Volkswille in einem urſprünglichen Vertrage (der doch das Princip aller Rechte iſt) nie beſchließen wird. Denn ein Edelmann iſt darum nicht ſofort ein edler Mann. — Was den Amtsadel (wie man den Rang einer höheren Magiſtratur nennen könnte, und den man ſich durch Verdienſte erwerben muß) betrifft, ſo klebt der Rang da nicht, als Eigenthum, an der Perſon, ſondern am Poſten, und die Gleichheit wird dadurch nicht verletzt; weil, wenn jene ihr Amt niederlegt, ſie zugleich den Rang ablegt, und unter das Volk zurücktritt. V. 423.

## Der Streit der Facultäten in drei Abschnitten.

1798. In Kant's Werken von Hartenstein. 1. Band.

### (Von der französischen Revolution.)

Diese Begebenheit besteht nicht etwa in wichtigen, von Menschen verrichteten Thaten oder Unthaten, wodurch, was groß war, unter Menschen klein, oder, was klein war, groß gemacht wird, und wie, gleich als durch Zauberei, alte glänzende Staatsgebäude verschwinden, und andere an deren Statt, wie aus den Tiefen der Erde hervorkommen. Nein, nichts von Allem dem. Es ist bloß die Denkungsart der Zuschauer, welche sich bei diesem Spiele großer Umwandlungen öffentlich verräth, und eine so allgemeine und doch uneigennützige Theilnehmung den Spielenden auf einer Seite gegen die auf der anderen, selbst mit Gefahr, diese Parteilichkeit könne ihnen sehr nachtheilig werden, dennoch laut werden läßt, so aber (der Allgemeinheit wegen) einen Charakter des Menschengeschlechts im Ganzen und zugleich (der Uneigennützigkeit wegen) einen moralischen Charakter desselben, wenigstens in der Anlage, beweiset, der das Fortschreiten zum Besseren nicht allein hoffen läßt, sondern selbst schon ein solcher ist, so weit das Vermögen desselben für jetzt zureicht.

Die Revolution eines geistreichen Volks, die wir in unseren Tagen vor sich gehen sehen, mag gelingen oder scheitern; sie mag mit Elend und Gräuelthaten dermaßen angefüllt sein, daß ein wohldenkender Mensch sie, wenn er sie, zum zweitenmale unternehmend, glücklich auszuführen hoffen könnte, doch das Experiment

auf solche Kosten zu machen, nie beschließen würde, — diese Revolution, sage ich, findet doch in den Gemüthern aller Zuschauer (die nicht selbst in diesem Spiele mit verwickelt sind) eine Theilnehmung dem Wunsche nach, die nahe an Enthusiasmus grenzt, und deren Aeußerung selbst mit Gefahr verbunden war, die also keine andere, als eine moralische Anlage im Menschengeschlecht zur Ursache haben kann.

Diese moralische, einfließende Ursache ist zwiefach; erstens, die des Rechts, daß ein Volk von anderen Mächten nicht gehindert werden müsse, sich eine bürgerliche Verfassung zu geben, wie sie ihm selbst gut zu sein dünkt; zweitens, die des Zwecks (der zugleich Pflicht ist), daß diejenige Verfassung eines Volks allein an sich rechtlich und moralisch-gut sei, welche ihrer Natur nach so beschaffen ist, den Angriffskrieg nach Grundsätzen zu meiden, welche keine andere, als die republicanische Verfassung, wenigstens der Idee nach, sein kann, mithin in die Bedingung einzutreten, wodurch der Krieg (der Quell aller Uebel und Verderbniß der Sitten) abgehalten und so dem Menschengeschlechte, bei aller seiner Gebrechlichkeit, der Fortschritt zum Besseren negativ gesichert wird, im Fortschritt wenigstens nicht gestört zu werden.

Dieß also und die Theilnehmung am Guten mit Affect, der Enthusiasmus, ob er zwar, weil aller Affect, als ein solcher, Tadel verdient, nicht ganz zu billigen ist, gibt doch vermittelst dieser Geschichte zu der, für die Anthropologie wichtigen Bemerkung Anlaß: daß wahrer Enthusiasmus nur immer aufs Idealische und zwar rein Moralische geht, dergleichen der Rechtsbegriff ist, und nicht auf den Eigennutz gepfropft werden kann. Durch Geldbelohnungen konnten die Gegner der Revolutionirenden zu dem Eifer und der Seelengröße nicht gespannt werden, den der bloße Rechtsbegriff in ihnen hervorbrachte, und selbst der Ehrbegriff des alten kriegerischen Adels (ein Analogon des Enthusiasmus) verschwand vor den Waffen derer, welche das Recht des Volks, wozu sie gehörten, ins Auge gefaßt hatten und sich als Beschützer desselben dachten; mit welcher Exaltation das äußere zuschauende Publicum dann, ohne die mindeste Absicht der Mitwirkung, sympathisirte. 1, 287—289.

Aber wenn der bei dieſer Begebenheit beabſichtigte Zweck auch jetzt nicht erreicht würde, wenn die Revolution oder Reform der Verfaſſung eines Volks gegen das Ende doch fehlſchlüge, oder, nachdem dieſe einige Zeit gewährt hätte, doch wiederum Alles ins vorige Gleis zurückgebracht würde (wie Politiker jetzt wahrſagen), ſo verliert jene philoſophiſche Vorherſagung doch nichts von ihrer Kraft. — Denn jene Begebenheit iſt zu groß, zu ſehr mit dem Intereſſe der Menſchheit verwebt und, ihrem Einfluſſe nach auf die Welt, in allen ihren Theilen zu ausgebreitet, als daß ſie nicht den Völkern bei irgend einer Veranlaſſung günſtiger Umſtände in Erinnerung gebracht und zu Wiederholung neuer Verſuche dieſer Art erweckt werden ſollte; da dann bei einer für das Menſchengeſchlecht ſo wichtigen Angelegenheit endlich doch zu irgend einer Zeit die beabſichtigte Verfaſſung diejenige Feſtigkeit erreichen muß, welche die Belehrung durch öftere Erfahrung in den Gemüthern Aller zu bewirken nicht ermangeln würde. I. 290. 291.

---

Die Idee einer mit dem natürlichen Rechte der Menſchen zuſammenſtimmenden Conſtitution: daß nämlich die dem Geſetz Gehorchenden auch zugleich, vereinigt, geſetzgebend ſein ſollen, liegt bei allen Staatsformen zum Grunde, und das gemeine Weſen, welches, ihr gemäß durch reine Vernunftbegriffe gedacht, ein platoniſches Ideal (**respublica noumenon**), iſt nicht ein leeres Hirngeſpinnſt, ſondern die ewige Norm für alle bürgerliche Verfaſſung überhaupt, und entfernt allen Krieg. Eine dieſer gemäß organiſirte bürgerliche Geſellſchaft iſt die Darſtellung derſelben nach Freiheitsgeſetzen durch ein Beiſpiel in der Erfahrung (**respublica phaenomenon**) und kann nur nach mannigfaltigen Befehdungen und Kriegen mühſam erworben werden; ihre Verfaſſung aber, wenn ſie im Großen einmal errungen worden, qualificirt ſich zur beſten unter allen, um den Krieg, den Zerſtörer alles Guten, entfernt zu halten; mithin iſt es Pflicht, in eine ſolche einzutreten, vorläufig aber (weil jenes nicht ſo bald zu Stande kommt) Pflicht der Monarchen, ob ſie gleich autokratiſch herrſchen, dennoch republicaniſch (nicht demokratiſch) zu regieren, d. i. das Volk

nach Principien zu behandeln, die dem Geist der Freiheitsgesetze (wie ein Volk mit reifer Vernunft sie sich selbst vorschreiben würde) gemäß sind, wenn gleich dem Buchstaben nach es um seine Einwilligung nicht befragt würde. I. 293. 294.

---

Es ist doch süß, sich Staatsverfassungen auszudenken, die den Forderungen der Vernunft (vornehmlich in rechtlicher Absicht) entsprechen; aber vermessen, sie vorzuschlagen, und strafbar, das Volk zur Abschaffung der jetzt bestehenden aufzuwiegeln. I. 295.

---

# Anthropologie in pragmatiſcher Hinſicht.

1798. In Kant's Werken von Hartenſtein. 10. Band.

Ueber die Förmlichkeit der egoiſtiſchen Sprache. Die Sprache des Staatsoberhauptes zum Volk iſt in unſeren Zeiten gewöhnlich pluraliſtiſch (Wir N. von Gottes Gnaden u. ſ. w.). Es fragt ſich, ob der Sinn hierbei nicht vielmehr egoiſtiſch, d. i. eigene Machtvollkommenheit anzeigend, und ebendaſſelbe bedeuten ſolle, was der König von Spanien mit ſeinem Io el Rey (Ich der König) ſagt. Es ſcheint aber doch, daß jene Förmlichkeit der höchſten Autorität urſprünglich habe Herablaſſung (Wir, der König, und ſein Rath, oder die Stände) andeuten ſollen. — Wie iſt es aber zugegangen, daß die wechſelſeitige Anrede, welche in den alten claſſiſchen Sprachen durch Du, mithin unitariſch, ausgedrückt wurde, von verſchiedenen, vornehmlich germaniſchen Völkern, pluraliſtiſch, durch Ihr bezeichnet worden? wozu die Deutſchen noch zwei, eine größere Auszeichnung der Perſon, mit der man ſpricht, andeutende Ausdrücke, nämlich den des Er und des Sie (gleich als wenn es gar keine Anrede, ſondern Erzählung von Abweſenden und zwar entweder Einem oder Mehreren wäre) erfunden haben; worauf endlich, zur Vollendung aller Ungereimtheiten, der vorgeblichen Demüthigung unter dem Angeredeten und Erhebung des Anderen über ſich, ſtatt der Perſon, das Abſtractum der Qualität des Standes des Angeredeten (Ew. Gnaden, Hochgeboren, Hoch- und Wohledlen und dgl.) in Gebrauch

gekommen. — Alles vermuthlich durch das Feudalweſen, nach welchem dafür geſorgt wurde, daß von der königlichen Würde an durch alle Abſtufungen bis dahin, wo die Menſchenwürde gar aufhört und bloß der Menſch bleibt, d. i. bis zu dem Stande des Leibeigenen, der allein von ſeinem Oberen durch Du angeredet werden, oder eines Kindes, was noch nicht einen eigenen Willen haben darf, — den Grad der Achtung, der dem Vornehmeren gebührt, ja nicht verfehlt würde. X, 125. 126.

---

Die Deutſchen ſtehen im Ruf eines guten Charakters, nämlich dem der Ehrlichkeit und Häuslichkeit; Eigenſchaften, die eben nicht zum Glänzen geeignet ſind. — Der Deutſche fügt ſich, unter allen civiliſirten Völkern am Leichteſten und Dauerhafteſten, der Regierung, unter der er iſt, und iſt am Meiſten von Neuerungsſucht und Widerſetzlichkeit gegen die eingeführte Ordnung entfernt. Sein Charakter iſt mit Verſtand verbundenes Phlegma; ohne weder über die ſchon eingeführte zu vernünfteln, noch ſich ſelbſt eine auszudenken. Er iſt dabei doch der Mann von allen Ländern und Klimaten, wandert leicht aus und iſt an ſein Vaterland nicht leidenſchaftlich gefeſſelt; wo er aber in fremde Länder als Coloniſt hinkommt, da ſchließt er bald mit ſeinen Landesgenoſſen eine Art von bürgerlichem Verein, der durch Einheit der Sprache, zum Theil auch der Religion, ihn zu einem Völkchen anſiedelt, was unter der höheren Obrigkeit in einer ruhigen, ſittlichen Verfaſſung durch Fleiß, Reinlichkeit und Sparſamkeit vor den Anſiedlungen anderer Völker ſich vorzüglich auszeichnet. — So lautet das Lob, welches ſelbſt Engländer den Deutſchen in Nordamerika geben.

Da das Phlegma (im guten Sinne genommen) das Temperament der kalten Ueberlegung und der Ausdauerung in Verfolgung ſeines Zwecks, ingleichen des Aushaltens der damit verbundenen Beſchwerlichkeiten iſt; ſo kann man von dem Talente ſeines richtigen Verſtandes und ſeiner tief nachdenkenden Vernunft ſo viel, wie von jedem anderen, der größeren Cultur fähigen Volke erwarten; das Fach des Witzes und des Künſtlergeſchmacks ausgenommen, als worin er es vielleicht den Franzoſen, Engländern

und Italienern nicht gleich thun möchte. — — Das ist nun seine gute Seite, in dem, was durch anhaltenden Fleiß auszurichten ist, und wozu eben nicht Genie erfordert wird; welches letztere auch bei Weitem nicht von der Nützlichkeit ist, als der mit gesundem Verstandestalent verbundene Fleiß des Deutschen. — Dieses sein Charakter im Umgange ist Bescheidenheit. Er lernt, mehr als jedes andere Volk, fremde Sprachen, ist (wie Robertson sich ausdrückt,) Großhändler in der Gelehrsamkeit und kommt im Felde der Wissenschaften zuerst auf manche Spuren, die nachher von Anderen mit Geräusch benutzt werden; er hat keinen Nationalstolz; hängt, gleich als Kosmopolit, auch nicht an seiner Heimath. In dieser aber ist er gastfreier gegen Fremde, als irgend eine andere Nation (wie Boswell gesteht); disciplinirt seine Kinder zur Sittsamkeit mit Strenge, wie er dann auch, seinem Hange zur Ordnung und Regel gemäß, sich eher despotisiren, als sich auf Neuerungen (zumal eigenmächtige Reformen in der Regierung) einlassen wird. — — Das ist seine gute Seite.

Seine unvortheilhafte Seite ist sein Hang zum Nachahmen und die geringe Meinung von sich, original sein zu können (was gerade das Gegentheil des trotzigen Engländers ist); vornehmlich aber eine gewisse Methodensucht, sich mit den übrigen Staatsbürgern nicht etwa nach einem Princip der Annäherung zur Gleichheit, sondern nach Stufen des Vorzugs und einer Rangordnung peinlich classificiren zu lassen und in diesem Schema des Ranges, in Erfindung der Titel (von Edlen und Hochedlen, Wohl- und Hochwohl-, auch Hochgeborenen) unerschöpflich und so aus bloßer Pedanterei knechtisch zu sein; welches Alles freilich wohl der Form der Reichsverfassung Deutschlands zugerechnet werden mag; dabei aber sich die Bemerkung nicht bergen läßt, daß doch das Entstehen dieser pedantischen Form selber aus dem Geiste der Nation und dem natürlichen Hange des Deutschen hervorgehe: zwischen dem, der herrschen, bis zu dem, der gehorchen soll, eine Leiter anzulegen, woran jede Sprosse mit dem Grade des Ansehens bezeichnet wird, der ihr gebührt, und der, welcher kein Gewerbe, dabei aber auch keinen Titel hat, wie es heißt, Nichts ist; welches denn dem Staate, der diesen ertheilt, freilich was einbringt, aber auch,

ohne hierauf zu sehen, bei Unterthanen Ansprüche, Anderer Wichtigkeit in der Meinung zu begrenzen, erregt, welche anderen Völkern lächerlich vorkommen muß, und in der That als Peinlichkeit und Bedürfniß der methodischen Eintheilung, um ein Ganzes unter einen Begriff zu fassen, die Beschränkung des angebornen Talents verräth. X. 356 — 359.

# Ueber Pädagogik, herausgegeben von Rink.

1803. In Kant's Werken von Hartenstein. 10. Band.

Ein Princip der Erziehungskunst, das besonders solche Männer, die Pläne zur Erziehung machen, vor Augen haben sollten, ist: Kinder sollen nicht dem gegenwärtigen, sondern dem zukünftig möglich besseren Zustande des menschlichen Geschlechts, das ist: der Idee der Menschheit und deren ganzer Bestimmung angemessen erzogen werden. Dieses Princip ist von großer Wichtigkeit. Eltern erziehen gemeiniglich ihre Kinder nur so, daß sie in die gegenwärtige Welt, sei sie auch verderbt, passen. Sie sollten sie aber besser erziehen, damit ein zukünftiger besserer Zustand dadurch hervorgebracht werde. Es finden sich hier aber zwei Hindernisse:

1) Die Eltern nämlich sorgen gemeiniglich nur dafür, daß ihre Kinder gut in der Welt fortkommen, und 2) die Fürsten betrachten ihre Unterthanen nur wie Instrumente zu ihren Absichten.

Eltern sorgen für das Haus, Fürsten für den Staat. Beide haben nicht das Weltbeste und die Vollkommenheit, dazu die Menschheit bestimmt ist und wozu sie auch die Anlage hat, zum Endzwecke. Die Anlage zu einem Erziehungsplane muß aber kosmopolitisch gemacht werden. Und ist dann das Weltbeste eine Idee, die uns in unserem Privatbesten kann schädlich sein? Niemals! Denn, wenn es gleich scheint, daß man bei ihr etwas auf-

opfern müsse', so befördert man doch nichtsdestoweniger durch sie immer auch das Beste seines gegenwärtigen Zustandes. Und dann, welche herrlichen Folgen begleiten sie! Gute Erziehung gerade ist das, woraus alles Gute in der Welt entspringt. Die Keime, die im Menschen liegen, müssen nur immer mehr entwickelt werden. Denn die Gründe zum Bösen findet man nicht in den Naturanlagen des Menschen. Das nur ist die Ursache des Bösen, daß die Natur nicht unter Regeln gebracht wird. Im Menschen liegen nur Keime zum Guten.

Wo soll der bessere Zustand der Welt nun aber herkommen? den Fürsten, oder von den Unterthanen? daß diese nämlich sich erst selbst bessern, und einer guten Regierung auf dem halben Wege entgegenkommen? Soll er von den Fürsten begründet werden, so muß erst die Erziehung der Prinzen besser werden, die geraume Zeit hindurch noch immer den großen Fehler hatte, daß man ihnen in der Jugend nicht widerstand. Ein Baum aber, der auf dem Felde allein steht, wächst krumm und breitet seine Aeste weit aus; ein Baum hingegen, der mitten im Walde steht, wächst, weil die Bäume neben ihm ihm widerstehen, gerade auf und sucht Luft und Sonne über sich. So ist es auch mit den Fürsten. Doch ist es noch immer besser, daß sie von Jemand aus der Zahl der Unterthanen erzogen werden, als wenn sie von Ihresgleichen erzogen würden. Das Gute dürfen wir also von oben her nur in dem Falle erwarten, daß die Erziehung dort die vorzüglichere ist! Daher kommt es hier denn hauptsächlich auf Privatbemühungen an, und nicht sowohl auf das Zuthun der Fürsten, wie Basedow und andere meinten; denn die Erfahrung lehrt es, daß sie zunächst nicht sowohl das Weltbeste, als vielmehr nur das Wohl ihres Staates zur Absicht haben, damit sie ihre Zwecke erreichen. Geben sie aber das Geld dazu her, so muß es ja ihnen auch anheimgestellt bleiben, dazu den Plan vorzuzeichnen. So ist es in Allem, was die Ausbildung des menschlichen Geistes, die Erweiterung menschlicher Erkenntnisse betrifft. Macht und Geld schaffen es nicht, erleichtern es höchstens. Aber sie könnten es schaffen, wenn die Staatsökonomie nicht für die Reichskasse nur im Voraus die Zinsen berechnete. Auch Akademieen thaten es bisher nicht, und daß

sie es noch thun werden, dazu war der Anschein nie geringer, als jetzt.

Demnach sollte auch die Einrichtung der Schulen bloß von dem Urtheile der aufgeklärtesten Kenner abhängen. Alle Cultur fängt von dem Privatmanne an und breitet von daher sich aus. Bloß durch die Bemühung der Personen von extendirteren Neigungen, die Antheil an dem Weltbesten nehmen und der Idee eines zukünftigen besseren Zustandes fähig sind, ist die allmählige Annäherung der menschlichen Natur zu ihrem Zwecke möglich. Sieht hin und wieder auch noch mancher Große sein Volk gleichsam nur für einen Theil des Naturreiches an, und richtet also auch nur darauf sein Augenmerk, daß es fortgepflanzt werde. Höchstens verlangt man dann auch noch Geschicklichkeit, aber bloß um die Unterthanen desto besser als Werkzeug zu seinen Absichten gebrauchen zu können. Privatmänner müssen freilich auch zuerst den Naturzweck vor Augen haben, aber dann auch besonders auf die Entwicklung der Menschheit und dahin sehen, daß sie nicht nur geschickt, sondern auch gesittet werde, und, welches das Schwerste ist, daß sie suchen, die Nachkommenschaft weiter zu bringen, als sie selbst gekommen sind. X., 390 — 392.

---

Wir leben im Zeitpuncte der Disciplinirung, Cultur und Civilisirung, aber noch lange nicht in dem Zeitpuncte der Moralisirung. Bei dem jetzigen Zustande der Menschen kann man sagen, daß das Glück der Staaten zugleich mit dem Elende der Menschen wachse. Und es ist noch die Frage, ob wir im rohen Zustande, da alle diese Cultur bei uns nicht Statt fände, nicht glücklicher, als in unserem jetzigen Zustande sein würden? Denn wie kann man Menschen glücklich machen, wenn man sie nicht sittlich und weise macht? Die Quantität des Bösen wird dann nicht vermindert. X., 394.

---

Eines der größten Probleme der Erziehung ist, wie man die Unterwerfung unter den gesetzlichen Zwang mit der Fähigkeit, sich

seiner Freiheit zu bedienen, vereinigen könne. Denn Zwang ist nöthig! Wie cultivire ich die Freiheit bei dem Zwange? Ich soll meinen Zögling gewöhnen, einen Zwang seiner Freiheit zu dulden, und soll ihn selbst zugleich anführen, seine Freiheit gut zu gebrauchen. Ohne dieß ist Alles bloßer Mechanismus, und der der Erziehung Entlassene weiß sich seiner Freiheit nicht zu bedienen. Er muß früh den unvermeidlichen Widerstand der Gesellschaft fühlen, um die Schwierigkeit, sich selbst zu erhalten, zu entbehren und zu erwerben, um unabhängig zu sein, kennen zu lernen. X. 397.

---

Unseren Schulen fehlt fast durchgängig etwas, was doch sehr die Bildung der Kinder zur Rechtschaffenheit befördern würde, nämlich ein Katechismus des Rechts. Er müßte Fälle enthalten, die populär wären, sich im gemeinen Leben zutragen und bei denen immer die Frage ungesucht einträte: ob etwas recht sei oder nicht? z. B. wenn Jemand, der heute seinen Creditor bezahlen soll, durch den Anblick eines Nothleidenden gerührt wird, und ihm die Summe, die er schuldig ist, und nun bezahlen sollte, hingibt: ist das recht oder nicht? Nein! es ist unrecht, denn ich muß frei sein, wenn ich Wohlthaten thun will. Und wenn ich das Geld dem Armen gebe, so thue ich ein verdienstliches Werk; bezahle ich aber meine Schuld, so thue ich ein schuldiges Werk. Ferner, ob wohl eine Nothlüge erlaubt sei? Nein! es ist kein einziger Fall gedenkbar, in dem sie Entschuldigung verdiente, am wenigsten vor Kindern, die sonst jede Kleinigkeit für eine Noth ansehen und sich öfters Lügen erlauben würden. Gäbe es nun ein solches Buch schon, so könnte man mit vielem Nutzen täglich eine Stunde dazu aussetzen, die Kinder das Recht der Menschen, diesen Augapfel Gottes auf Erden, kennen und zu Herzen nehmen zu lehren. X. 440.

---

Was ist denn aber Religion? Religion ist das Gesetz in uns, insofern es durch einen Gesetzgeber und Richter über uns Nachdruck erhält; sie ist eine auf die Erkenntniß Gottes angewandte

Moral. Verbindet man Religion nicht mit Moralität, so wird Religion bloß zur Gunstbewerbung. Lobpreisungen, Gebete, Kirchengehen sollen nur dem Menschen neue Stärke, neuen Muth zur Besserung geben, oder der Ausdruck eines von der Pflichtvorstellung beseelten Herzens sein. Sie sind nur Vorbereitungen zu guten Werken, nicht aber selbst gute Werke, und man kann dem höchsten Wesen nicht anders gefällig werden, als dadurch, daß man ein besserer Mensch werde. X. 444. 445.

---

Zuerst muß man bei dem Kinde von dem Gesetze, das es in sich hat, anfangen. — —

Man muß aber nicht von der Theologie anfangen. Die Religion, die bloß auf Theologie gebaut ist, kann niemals etwas Moralisches enthalten. Man wird bei ihr nur Furcht auf der einen, und lohnsüchtige Absichten und Gesinnungen auf der anderen Seite haben, und dieß gibt dann bloß einen abergläubischen Cultus ab. Moralität muß also vorhergehen, die Theologie ihr dann folgen, und das heißt Religion.

Das Gesetz in uns heißt Gewissen. Das Gewissen ist eigentlich die Application unserer Handlungen auf dieses Gesetz. Die Vorwürfe desselben werden ohne Effect sein, wenn man es sich nicht als den Repräsentanten Gottes denkt, der seinen erhabenen Stuhl über uns, aber auch in uns einen Richterstuhl aufgeschlagen hat. Wenn die Religion nicht zur moralischen Gewissenhaftigkeit hinzukommt, so ist sie ohne Wirkung. Religion ohne moralische Gewissenhaftigkeit ist ein abergläubischer Dienst. Man will Gott dienen, wenn man z. B. ihn lobt, seine Macht, seine Weisheit preiset, ohne darauf zu denken, wie man die göttlichen Gesetze erfülle, ja, ohne einmal seine Macht, Weisheit u. s. w. zu kennen und denselben nachzuspüren. Diese Lobpreisungen sind ein Opiat für das Gewissen solcher Leute, und ein Polster, auf dem es ruhig schlafen soll. X. 445.

---

Formeln von Kindern herbeten zu laſſen, das dient zu nichts und bringt nur einen verkehrten Begriff von Frömmigkeit hervor. Die wahre Gottesverehrung beſteht darin, daß man nach Gottes Willen handelt, und dieß muß man den Kindern beibringen. X, 446.

# Anhang.

(Kant's Werke von Hartenstein. 10. Band S. 204 – 209.)

Dem würdigen und hochgelahrten Unserem Professor auch lieben getreuen **Kant**

zu

Königsberg in Preußen.

Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm, König von Preußen ꝛc. ꝛc.

Unseren gnädigen Gruß zuvor. Würdiger und Hochgelahrter, lieber Getreuer! Unsere höchste Person hat schon seit geraumer Zeit mit großem Mißfallen ersehen: wie Ihr Eure Philosophie zu Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Christenthums mißbraucht; wie Ihr dieses namentlich in Eurem Buch: „Religion innerhalb den Grenzen der bloßen Vernunft," desgleichen in anderen kleineren Abhandlungen gethan habt. Wir haben Uns zu Euch eines Besseren versehen; da Ihr selbst einsehen müsset, wie unverantwortlich Ihr dadurch Eure Pflicht, als Lehrer der Jugend, und gegen Unsere, Euch sehr wohl bekannte, landesväterliche Absichten handelt. Wir verlangen des ehsten Eure gewissenhafte Verantwortung, und gewärtigen Uns von Euch, bei Vermeidung Unserer höchsten Ungnade, daß Ihr Euch künftighin Nichts dergleichen werdet zu Schulden

kommen lassen, sondern vielmehr Eurer Pflicht gemäß, Euer Ansehen und Eure Talente dazu anwenden, daß Unsere landesväterliche Intention je mehr und mehr erreicht werde; widrigenfalls Ihr Euch, bei fortgesetzter Renitenz, unfehlbar unangenehmer Verfügungen zu gewärtigen habt.

Sind Euch mit Gnade gewogen.

Berlin, den 1. October 1794.

Auf Seiner Königl. Majestät allergnädigsten Specialbefehl.

Woellner.

---

Allergnädigster ꝛc. ꝛc.

Ew. Königl. Majestät allerhöchster, den 1sten October c. an mich ergangener, und den 12ten ejusd. mir gewordener Befehl, legt es mir zur devotesten Pflicht auf: Erstlich: „wegen des Mißbrauchs meiner Philosophie, in Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der heil. Schrift und des Christenthums, namentlich in meinem Buch: „Religion innerhalb den Grenzen der bloßen Vernunft," desgleichen in anderen kleineren Abhandlungen und der hiedurch auf mich fallenden Schuld der Uebertretung meiner Pflicht, als Lehrer der Jugend, und gegen die höchste mir sehr wohl bekannte landesväterliche Absichten, eine gewissenhafte Verantwortung beizubringen." Zweitens auch, „nichts dergleichen künftighin mir zu Schulden kommen zu lassen." — In Ansehung beider Stücke ermangele nicht den Beweis meines allerunterthänigsten Gehorsams Ew. Königl. Majestät in folgender Erklärung zu Füßen zu legen:

Was das Erste, nämlich die gegen mich erhobene Anklage betrifft, so ist meine gewissenhafte Verantwortung folgende:

Daß ich, als Lehrer der Jugend, d. i., wie ich es verstehe, in akademischen Vorlesungen, niemals Beurtheilung der heil. Schrift und des Christenthums eingemischt habe, noch habe einmischen können, würden schon die von mir zum Grunde gelegten Handbücher Baumgartens, als welche allein einige Beziehung auf einen solchen Vortrag haben dürften, beweisen; weil in diesen

nicht einmal ein Titel von Bibel und Christenthum enthalten ist, und als bloßer Philosophie auch nicht enthalten sein kann; der Fehler aber, über die Grenzen einer vorhabenden Wissenschaft auszuschweifen, oder sie in einander laufen zu lassen, mir, der ich ihn jederzeit gerügt und dawider gewarnt habe, am wenigsten wird vorgeworfen werden können.

Daß ich auch nicht etwa als Volkslehrer, in Schriften, namentlich nicht im Buche: „Religion innerhalb den Grenzen u. s. w." mich gegen die allerhöchste, mir bekannte landesväterliche Absichten vergangen, d. i. der öffentlichen Landesreligion Abbruch gethan habe; welches schon daraus erhellt, daß jenes Buch dazu gar nicht geeignet, vielmehr für das Publikum ein unverständliches, verschlossenes Buch, und nur eine Verhandlung zwischen Facultätsgelehrten vorstellt, wovon das Volk keine Notiz nimmt; in Ansehung derer aber die Facultäten selbst frei bleiben, nach ihrem besten Wissen und Gewissen öffentlich zu urtheilen, und nur die eingesetzten Volkslehrer (in Schulen und auf Kanzeln) an dasjenige Resultat jener Verhandlungen, was die Landesherrschaft zum öffentlichen Vortrage für diese sanctionirt, gebunden werden, und zwar darum, weil die letztere sich ihren eigenen Religionsglauben auch nicht selbst ausgedacht, sondern ihn nur auf demselben Wege, nämlich der Prüfung und Berichtigung durch dazu sich qualificirende Facultäten (die theologische und philosophische) hat überkommen können, mithin die Landesherrschaft diese nicht allein zuzulassen, sondern auch von ihnen zu fordern berechtigt ist, Alles, was sie einer öffentlichen Landesreligion zuträglich finden, durch ihre Schriften zur Kenntniß der Regierung gelangen zu lassen.

Daß ich in dem genannten Buche, weil es gar keine Würdigung des Christenthums enthält, mir auch keine Abwürdigung desselben habe zu Schulden kommen lassen. Denn eigentlich enthält es nur die Würdigung der natürlichen Religion. Die Anführung einiger biblischer Schriftstellen, zur Bestätigung gewisser reiner Vernunftlehren der Religion, kann allein zu diesem Mißverstande Veranlassung gegeben haben. Aber der sel. Michaelis, der in seiner philosophischen Moral ebenso verfuhr, erklärte sich schon hierüber, daß er dadurch weder etwas Biblisches in die

Philosophie hinein, noch etwas Philosophisches aus der Bibel heraus zu bringen gemeint sei, sondern nur seinen Vernunftsätzen, durch wahre oder vermeinte Einstimmung mit Anderer (vielleicht Dichter und Redner) Urtheile, Licht und Bestätigung gäbe. — Wenn aber die Vernunft hiebei so spricht, als ob sie für sich selbst hinlänglich, die Offenbarungslehre also überflüssig wäre (welches, wenn es objectiv so verstanden werden sollte, wirklich für Abwürdigung des Christenthums gehalten werden müßte), so ist dieses wohl nichts, als der Ausdruck der Würdigung ihrer selbst; nicht nach ihrem Vermögen, nach dem, was sie wissen kann, sondern nach dem, was sie als zu thun vorschreibt, sofern aus ihr allein Allgemeinheit, Einheit und Nothwendigkeit der Glaubenslehren hervorgeht, die das Wesentliche einer Religion überhaupt ausmachen, welches im Moralisch-praktischen (dem, was wir thun sollen) besteht, wogegen das, was wir auf historische Beweisgründe zu glauben Ursache haben (denn hiebei gilt kein Sollen), d. i. die Offenbarung, als an sich zufällige Glaubenslehre, für außerwesentlich, darum aber doch nicht für unnöthig und überflüssig angesehen wird; weil sie den theoretischen Mangel des reinen Vernunftglaubens, den dieser nicht ableugnet, z. B. in den Fragen über den Ursprung des Bösen, den Uebergang von diesem zum Guten, die Gewißheit des Menschen in letzterem Zustande zu sein u. dgl., zu ergänzen dienlich, und als Befriedigung eines Bedürfnisses dazu nach Verschiedenheit der Zeitumstände und Personen mehr oder weniger beizutragen behülflich ist.

Daß ich ferner meine große Hochachtung für die biblische Glaubenslehre im Christenthum, unter anderen auch durch die Erklärung in demselben obbenannten Buche, bewiesen habe, daß die Bibel, als das beste vorhandene, zur Gründung und Erhaltung einer wahrhaftig seelenbessernden Landesreligion auf unabsehliche Zeiten taugliche Leitmittel der öffentlichen Religionsunterweisung darin von mir angepriesen, und daher auch die Unbescheidenheit gegen die theoretischen, Geheimniß enthaltenden Lehren derselben, in Schulen oder auf Kanzeln, oder in Volksschriften (denn in Facultäten muß es erlaubt sein) Einwürfe und Zweifel dagegen zu erregen, von mir getadelt und für Unfug erklärt worden; welches aber noch

nicht die größte Achtungsbezeugung für das Christenthum ist. Denn die hier aufgeführte Zusammenstimmung desselben mit dem reinsten moralischen Vernunftglauben, ist die beste und dauerhafteste Lobrede desselben, weil eben dadurch, nicht durch historische Gelehrsamkeit, das so oft entartete Christenthum immer wieder hergestellt worden ist, und ferner bei ähnlichen Schicksalen, die auch künftig nicht ausbleiben werden, allein wiederum hergestellt werden kann.

Daß ich endlich, sowie ich anderen Glaubensbekennern jederzeit und vorzüglich gewissenhafte Aufrichtigkeit, nicht mehr davon vorzugeben und Anderen als Glaubensartikel aufzudringen, als sie selbst davon gewiß sind, empfohlen, ich auch diesen Richter in mir selbst bei Abfassung meiner Schriften jederzeit als mir zur Seite stehend vorgestellt habe, um mich von jedem, nicht allein seelenverderblichen Irrthum, sondern selbst jeder Anstoß erregenden Unbehutsamkeit im Ausdruck entfernt zu halten; weshalb ich auch jetzt in meinem 71sten Lebensjahre, wo der Gedanke leicht aufsteigt, es könne wohl sein, daß ich für Alles dieses in Kurzem einem Weltrichter als Herzenskündiger Rechenschaft geben müsse, die gegenwärtige, mir wegen meiner Lehre abgeforderte Verantwortung, als mit völliger Gewissenhaftigkeit abgefaßt freimüthig einreichen kann.

Was den zweiten Punkt betrifft: mir keine dergleichen (angeschuldigte) Entstellung und Herabwürdigung des Christenthums künftighin zu Schulden kommen zu lassen; so halte ich, um auch dem mindesten Verdachte darüber vorzubeugen, für des Sicherste, hiemit als Ew. Königl. Maj. getreuester Unterthan *)

*) Auch diesen Ausdruck wählte ich vorsichtig, damit ich nicht der Freiheit meines Urtheils in diesem Religionsproceß auf immer, sondern nur, so lange Se. Maj. am Leben wäre, entsagte. (Anm. Kant's im Jahre 1798.) †)

†) Sie lautete in dem Originalentwurfe, s. Schubert's Mittheilung in v. Raumer's hist. Taschenbuch für 1838. S. 625.:

„Widerruf und Verleugnung seiner inneren Ueberzeugung ist niederträchtig und kann Niemanden zugemuthet werden, aber Schweigen in einem Falle, wie der gegenwärtige ist, ist Unterthanspflicht; und wenn Alles, was man sagt, wahr sein muß, so ist darum nicht auch Pflicht, alle Wahrheit öffentlich zu sagen,

feierlichſt zu erklären: daß ich mich fernerhin aller öffentlichen V
träge, die Religion betreffend, es ſei die natürliche oder geoffe
barte, ſowohl in Vorleſungen als Schriften gänzlich enthalten werd

In tiefſter Devotion erſterbe ich u. ſ. w.

Kant.

---

Auch habe ich in jener Schrift (der Religion innerhalb d
Grenzen der bloßen Vernunft) nie ein Wort zugeſetzt oder a
genommen, wobei ich gleichwohl meinen Verleger, weil
deſſen Eigenthum iſt, nicht habe hindern können, eine zwei
Auflage davon zu drucken. — Auch iſt in meiner Vertheidigu
der Ausdruck, daß ich als Ihre Majeſtät treueſter Unterthe
von der bibliſchen Religion niemals, weder ſchriftlich, noch i
Vorleſungen mündlich öffentlich ſprechen wolle, mit Fleiß
beſtimmt worden, damit beim etwaigen Ableben des Monarche
vor meinem, da ich alsdann Unterthan des folgenden ſein würd
ich wiederum in meine Freiheit zu denken eintrete
könnte."

---

## Zeittafel.

| | | |
|---|---|---|
| 1772. | 2. Sept. | Erſte Theilung Polens. |
| 1776. | 4. Juli. | Unabhängigkeitserklärung der vereinigten nordamerikaniſchen Staaten. |
| 1781. | | Kant's Kritik der reinen Vernunft. |
| 1783. | 3. Sept. | Anerkennung der vereinigten Staaten Nordamerika's. |
| 1786. | 17. Aug. | Friedrich II. ſtirbt, |
| — | — | Friedrich Wilhelm II. ſein Nachfolger. |
| 1788. | 9. Juli. | Wöllner'ſches Religionsedict. |
| 1789. | 5. Mai. | Einberufung der Reichsſtände in Paris. |
| — | 14. Juli. | Erſtürmung der Baſtille. |
| 1790. | 20. Febr. | Joſeph II. ſtirbt. |
| 1792. | 8. Sept. | Zweite Theilung Polens. |
| — | 20. Sept. | Frankreich zur Republik erklärt. |
| 1793. | 21. Jan. | Ludwig XVI guillotinirt. |
| 1794. | 1. Juli. | Einführung des allgemeinen preußiſchen Landrechts. |
| — | 1. Oct. | Kant wird zur Verantwortung aufgefordert wegen ſeiner Lehren in Betreff der chriſtlichen Religion. |
| 1795 — 1796. | | Dritte Theilung Polens. |
| 1797. | 16. Nov. | Friedrich Wilhelm II. ſtirbt, |
| — | — | Friedrich Wilhelm III. ſein Nachfolger. |
| 1799. | 10. Nov. | Napoleon erſter Conſul der franzöſiſchen Republik. |
| 1804. | 12. Febr. | Kant ſtirbt. |
| — | 18. Mai. | Napoleon Kaiſer der Franzoſen. |

---

Bibliothek